

Braunschweigische Heimat

Braunschweigischer Landesverein für Heimatschutz e.V.

93. Jahrgang, Ausgabe 1/2007



UB Braunschweig
0800 7743



Aus dem Inhalt:

Die Ottonen, sächsische Herzöge
deutsche Könige und Kaiser

Die Jerusalemkirche in Peine

Der Kreisreitverband Peine

UB Braunschweig

GG 7 M7

Die Geschichten über Flucht und Vertreibung nach dem Zweiten Weltkrieg enden meist mit der Ankunft in der neuen Heimat. Doch was geschah dann? In vielen Dörfern und Städten Niedersachsens lebten nach dem Zweiten Weltkrieg mehr Flüchtlinge als Einheimische. Mit einem beispiellosen Aufwand musste das vom Krieg zerstörte Deutschland mehr als zwölf Millionen Menschen aus dem Osten aufnehmen und integrieren. Schon sehr schnell war klar: Eine Rückkehr in die alte Heimat würde es nicht geben.

Wie aber erlebten die Flüchtlinge selber diesen Prozess? Nur die, die damals noch Kinder waren, sind heute noch in der Lage, als Zeitzeugen zu berichten. Sie sind wichtige Zeugen. Die Schilderungen von Margarete Brennecke sind sicher nicht untypisch für das, was Kinder und junge Menschen damals erlebten.

Nachdem Margarete Brennecke im ersten Band ihrer Erinnerungen die Flucht beschrieb, erzählt dieser zweite Band von ihren Erlebnissen in der neuen Heimat Wendeburg in der Nähe von Braunschweig. Kinder sind gute Beobachter. Diese Schilderungen des täglichen Lebens sind es, die den Bericht von Margarete Brennecke so wertvoll machen. So oder ähnlich erlebten Millionen Flüchtlingskinder die Jahre nach 1945.

Margarete Brennecke, geb. Fahl
Halbverhungert, und doch willensstark...
Der Neuanfang in Niedersachsen nach der Flucht aus Ostpreußen

Verlag Uwe Krebs, ISBN 978-3-932030-36-9, EUR 15,00



Abbildungen Titelseite:

oben:
Die Jerusalemkirche in Rüper
(Seite 28)

mitte:
Weihetafel an der Kirche in
Wendeburg (Seite 32)

unten links:
Kaiser Lothar (Seite 26)

unten rechts:
Der Kreisreiterverband Peine
(Seite 4)



3	Editorial Von Britta Edelmann	
4	Das Pferd und der Pferdesport zwischen Braunschweig und Peine Von Dr. Erika-Barbara Prediger-Behrens	Der Kreisreiterverband Peine
5	Ostfalen Von Rolf Ahlers	Die erstmalige Nennung des Begriffes „Ostfalen“
8	Der Architekt Ernst Wiehe (1842 – 1894) Von Falko Rost	Kulturtransfer zwischen Braunschweig und Thedinghausen
13	Königslutter am Elm Von Britta Edelmann, M. A.	Ein kurzer Streifzug durch die Stadtgeschichte
15	Bortfeld traf es am 24.10.1940 Von Rolf Ahlers	Der Bombenabwurf im Zweiten Weltkrieg
19	Die Ottonen Von Elke Frobese, M. A.	Sächsische Herzöge, deutschen Könige und Kaiser
26	Kaiser Lothar Von Ann-Kathrin Borchers	Pfaffenkönig oder Friedensfürst?
28	Auf der Spur der grünen Krokodile Von Renate Pahlow	Die Jerusalemkirche in Rüper
32	Weihetafeln an Kirchen Von Rolf Ahlers	Votivtafeln unserer Region

Rubriken	
Termine	31
Neue Bücher	2, 18
Impressum	14

Liebe Freunde unseres Vereins, liebe Leserin, lieber Leser,

nur noch ein knappes Jahr – und „wir“ werden 100. Ein schöner Geburtstag für unseren Verein und natürlich ein Grund, stolz auf die Arbeit der vergangenen Jahre zu blicken und Pläne für die kommenden Jahre zu schmieden. Ein runder Geburtstag soll gefeiert werden. Wir wollen dies gebührend tun. Die ersten Überlegungen reifen, aber wir können noch viele gute Ideen brauchen. Denn auch dieses Jubiläum bietet uns die Gelegenheit, unsere Ziele und unsere Arbeit einer breiteren Öffentlichkeit zu präsentieren. Wenn Sie also eine Idee haben, lassen Sie es uns wissen.

„Pfffe, Gebrüll, Steine fliegen: Die Bürger zu Braunschweig sind kaum noch zu halten. Sie hassen ihr Schloss, sie wehren sich gegen den Pomp, der ihr Geld verschlingt. Sie demonstrieren gegen steigende Preise, gegen Sozialkürzungen, gegen die Allmacht der Reichen. Erst sind es nur erboste Rufe, dann beginnt die Erstürmung: Die Bürger legen Feuer. Bis auf ein paar Mauern brennt alles nieder.“ So beginnt Hanno Rauterberg unter dem Titel „Kaufen wie bei Königs“ seinen ZEIT-Bericht vom 29. März 2007 über das wieder aufgebaute Schloss und spricht – natürlich – vom Jahr 1830. Im Frühjahr 2007 gehören die Schlossarkaden zum opulenten Einkaufsangebot Braunschweigs. Die Menschen kommen zum Kaufen, viele zum Staunen. Demnächst wird die Stadtbibliothek ihre Räume in den Schlossarkaden beziehen. Die Quadriga und die Fassade am Bohlweg verschlingen Film und füllen die Speicherchips der Digitalkameras.

Egal, wie jeder Einzelne von uns zur rekonstruierten Fassade des Braunschweiger Schlosses und dem hinter ihr verborgenen Konsumtempel steht: Das Interesse der Besucher ist riesig und die internationale Beachtung, die der Bau auf sich gezogen hat, beweisen eines: Es gibt ein lebhaftes Interesse an Geschichte und ihrer Präsentation. Sei dies nun wegen einer aus Nostalgie geborenen Sehnsucht, sei es aus Neugier und Wissbegierde oder dem einfachen Wunsch, „unsere“ Geschichte zu erfahren und zu verstehen. Die Neugier zählt. Wenn dies so ist, dann hat der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz auch in Zukunft die Aufgabe, dieses Interesse zu bedienen, Daten, Fakten, Hintergründe zu liefern. Ich bin sicher, wir werden uns dieser schönen „Pflicht“ auch weiterhin mit Freude und Engagement stellen.

Vor Ihnen liegt das neue Heft der „Braunschweigischen Heimat“. Auch in dieser Ausgabe finden Sie wieder Interessantes und Wissenwertes aus der Geschichte und Gegenwart unserer Region. Und wieder streifen wir zwischen verschiedenen Epochen und Themen. War er „Paffenkönig oder Friedensfürst?“ Ann-Kathrin Borchers hat sich einer Frage angenommen, die im Zusammenhang mit der Person Kaiser Lothar III immer wieder gestellt wird. Ganz besonders freue ich mich, dass sich eine so junge Autorin an dieses Thema herangewagt hat. Mit gutem Erfolg, wie ich meine. Erarbeitet wurde der Text für eine Seminararbeit am Gymnasium Anna-Sophianeum Schöningen. „Kulturtransfer zwischen Braunschweig und Thedinghausen“ überschreibt Autor Falko Rost seine Geschichte über den Braunschweiger Architekten Ernst Wiehe (1842-1894) und dessen Leistungen für das öffentliche Bauwesen des Herzogtums Braunschweig. Wiehe gilt als erster bedeutender Architekt der Stadt nach Carl Theodor Ottmer. Zwei Studienfahrten des Braunschweigischen Geschichtsvereins in den Jahren 2001 und 2003 führten zu den Kirchen-, Pfarrhaus- und Schulbauten im Landkreis Helmstedt und dem ehemaligen Amt Thedinghausen.

Auch die ausführliche Abhandlung von Elke Frobese über die „Klöster und Stifte der Ottonen“ beschäftigt sich mit wichtigen Orten der mittelalterlichen Landesgeschichte und führt die Leser in die Denkweise der ottonischen Herrscher ein. Haben sie Lust auf einen Besuch der Traditionsinseln Braunschweigs? Wir gehen wieder spazieren. Gehen Sie doch einfach mit. Vielleicht am 14. Juni? Wir sehen uns auf der Traditionsinsel Altstadt um. Treffpunkt Ausstellungszentrum Hinter Aegidien, 15:30 Uhr. Ich freue mich auf Sie. Fahren Sie am 8. September mit nach Hasselfelde und Blankenburg. Harald Schraepler leitet die Tour, die um 9:00 Uhr an der Stadthalle Braunschweig beginnt. Oder besichtigen Sie am 16. Oktober unter der Leitung von Elke Frobese die Synagoge in der Steinstraße in Braunschweig. Die Führung beginnt um 16:00 Uhr.

Auf dem Programm stehen aber noch viel mehr spannende Spaziergänge in die Geschichte unserer Region. Sie sind herzlich dazu eingeladen. Alle Termine des Braunschweiger Landesverein für Heimatschutz und noch viel mehr finden Sie auf unserer Internetseite www.bs-heimat.de Schauen Sie doch mal rein. Ich verspreche Ihnen: Es lohnt sich.

Viel Spaß beim Lesen der Braunschweiger Heimat wünscht Ihnen

Ihre

Britta Edelmann

Das Pferd und der Pferdesport zwischen Braunschweig und Peine

- Tradition und Zukunft - Technik und Kultur - Mensch und Umwelt -

Text und Fotos von Dr. Erika-Barbara Prediger-Behrens (1. Vors. des KRV Peine)

Über Jahrtausende hinweg begleitet das Pferd als Haustier den Menschen (erste Erwähnung des Haustieres ca. im Jahre 3500 v. Chr. in China). Je mehr im Laufe von Jahren das Pferd seine Bedeutung als Arbeitskraft und Nutztier verloren hat, um so mehr hat es als Sportpferd an Bedeutung gewonnen, da der Pferdesport vermehrt zum Breitensport geworden ist. Nach der Ära des Pferdes als Nahrungsmittel und Lasttier wurde es dann im Krieg als Transportmittel und später als Arbeitstier in Bergwerken eingesetzt; zuletzt tat es seinen Dienst in der Landwirtschaft und als Zugtier in der Wald- und Forstwirtschaft.

Auch wenn leistungstärkere Traktoren und Maschinen es in der heutigen Zeit auf diesen Gebieten verdrängt haben, so wird auch heute noch die Stärke von Motoren in PS (Pferdestärke) angegeben. Immerhin gibt es heute auch schon wieder Gedanken, das Pferd im Wald zum Holzrücken wieder einzusetzen, da das Pferd umweltschonender arbeiten kann als die z.T. schweren Maschinen. Arbeitende Pferde finden wir heute noch in Polizei-Reiter-Staffeln, die gern bei Demonstrationen eingesetzt werden und bei den Ranchern, die per Pferd die Naturparks bewachen.

Aber auch zum Vergnügen trug das Pferd in der Vergangenheit bei, z.B. bei den Fahnenjagden, an denen die jungen Burschen hoch zu Ross um die „Fahne“ kämpften, indem sie

per Pferd im vollen Galopp durch einen Torbogen reiten mussten und dabei mit einem Stab einen Ring, der von Durchritt zu Durchritt kleiner wurde, herunter stechen mussten. Sieger wurde der, der den Ring mit dem kleinsten Durchmesser noch getroffen hat und er erhielt eine kunstvoll geschnitzte Holzfahne, die dann (wie die Scheiben bei den heutigen Schützenfesten) per Umzug – natürlich hoch zu Ross – durchs Dorf getragen wurde und an seinem Haus angenagelt wurde.

Die Tradition des Fahnenjagens wird auch heute noch in manchen Pferdesportvereinen gepflegt; bei uns im Kreisreiterverband Peine haben wir den Verein der „Bortfelder Reiter- und Fahnenjäger“, der diese Tradition wieder aufleben ließ und alljährlich ein Fahnenjagen veranstaltet, das

sich großer Beliebtheit bei Reiterinnen und Reitern erfreut und zum richtigen Publikumsmagneten geworden ist.

Mitten im Land Niedersachsen, das auch das Pferd in seinem Wappen trägt und das im letzten Jahr seinen 60. Geburtstag mit vielen Veranstaltungen rund ums Pferd feierte, konnte der Kreisreiterverband Peine sein 80-jähriges Jubiläum mit mehreren Pferdesportveranstaltungen begehen, wobei 13 Reitvereine und ca. 1.860 Mitglieder die ganze Palette der Pferdesportarten, wie auch der Pferderassen, darbieten konnten. Alle Altersgruppen – Kinder, Jugendliche und Erwachsene – waren vertreten, wobei die Freude am



Pferd, der Umgang mit dem Pferd und die Verantwortung für das Pferd allen – den Voltigierern, Fahrern und Reitern – gemeinsam ist, auch den Leistungssportlern in allen Disziplinen.

Eine der herausragendsten Veranstaltungen war sicherlich das „Pferdefestival“ der Vereine des Kreisreiterverbandes Peine am 8. Tag der Braunschweigischen Landschaft am 6. Mai 2006 auf dem Gewerbepark „Ilseder Hütte“ in Peine-Ilsede. Das Motto „Arbeit-Leben-Kultur“ für die gesamte Veranstaltung konnte nicht besser zum Thema „Pferd“ passen, wie eingangs in der Historie dargelegt ist. Der Kreisreiterverband Peine präsentierte sich dort mit seinen Vereinen.

80 Pferde, 130 Aktive und fast 200 Helfer waren an diesem Tag im Gewerbepark der Ilseder Hütte vertreten und boten den Zuschauern ein buntes Programm rund um das Pferd und den Pferdesport. Das Programm reichte von Pferdefußball und Reitdarbietungen der Islandpferde des Vereins Gandur Islandpferdefreunde e.V., über eine Steckenpferdquadrille des Reit- und Fahrvereins Peine, Voltigiervorführungen des Reit- und Fahrvereins Hohenhameln, bis hin zu Fahrvorführungen (1-, 2- und 4-spännig), Dressur- und Springquadrillen. Der Verein der Bortfelder Fahnenjäger demonstrierte sein traditionelles Fahnenjagen, bei dem die Reiter im Galopp einen Ring stechen müssen. Eine Fuchsquadrille, bestehend aus fuchsfarbenen Pferden zeigten sich passend zur Musik. Die Reitgemeinschaft Rötzum und die Reitgemeinschaft Solschen veranstalteten u.a. ein Barrierspringen.

Einen ausgefallenen Höhepunkt stellte der Reit- und Fahrverein Plockhorst mit seinem Ritterspiel dar. Die jüngsten Reiter und Reiterinnen, dessen Ponys noch geführt wurden,

lieferten sich – verkleidet als Ritter – einen spannenden Kampf mit Schwertern von ihren Ponys aus. Auch Dressurarbeit mit einem Pferd an der Hand, ein Mini-Shetty-2-Spänner und ein Pas de Deux der Barockpferde, welches von dem Reit- und Fahrverein Woltorf vorgeführt wurde, ist nicht alltäglich zu sehen. Eine Vorführung zur Bauernanspannung bot Erhard Ehlers aus Wahle, mit seinen beiden Haflingern. Er demonstrierte, wie die Pferde früher als Nutz- und Arbeitstiere auch in der Region der Braunschweigischen Landschaft eingesetzt wurden. Neben seinen beeindruckenden Fahrvorführungen, bot die Fahrgemeinschaft Peine für die Zuschauer auch Kutschfahrten an. Der Reit- und Fahrverein Plockhorst veranstaltete Ponyreiten für Kinder. Die Jägerschaft Peine unterstützte die Veranstaltung musikalisch mit dem Bläsercorps der Jägerschaft Peine und Peine Ost. Das Bläsercorps bereitet u.a. der Landesjustizministerin Eli-

sabeth Heister-Neumann und dem Landrat Franz Einhaus einen gebührenden musikalischen Empfang an dem Reitviereck des Kreisreiterverbandes.

Sichtlich beeindruckt, von der Faszination Pferd, folgten sowohl die Justizministerin, als auch der Landrat einer Einladung zu einer Kutschfahrt. Ebenso ließen es sich die Präsidentin des Pferdesportverbandes Hannover-

Bremen, Erika Cordts, und der Bezirksreitverbandsvorsitzende Theodor Tietge sowie der Vorsitzende des Landvolkes Peine, Carl Lauenstein, der stellvertretende Landrat Rolf Ahlers, wie auch das Vorstandsmitglied des Kreissportbundes Peine, Herr Wolfgang Behrens, nicht nehmen, die Veranstaltung zu besuchen um in der Sonne die Vorführungen zu genießen. Der Umgang mit dem Lebewesen „Pferd“ ist das Besondere, was die Faszination ausmacht; gleichzeitig hat der Umgang mit dem Pferd – besonders für die Kinder und Jugendlichen – einen erzieherischen Effekt, nicht nur in der Verantwortung für das anvertraute Pferd, sondern auch für die Natur und für die Umwelt.



Ostfalen

Text von Rolf Ahlers

Fundstellen der erstmaligen Nennung des Begriffes „Ostfalen“ – viele reden und schreiben darüber, wenige haben einen urkundlichen Nachweis gesehen.

1. Einleitung

Ostfalen – als (mehr ungebräuchliche) Gebietsbezeichnung – ist das Sprachgebiet unserer Ostfälischen Sprache, mitten in Deutschland: Zwischen Weser und Elbe, von der Lüneburger Heide bis Göttingen (ausgenommen ein Gebiet im Harz). Der Begriff „Ostfalen“ verlor sich in den auf die erstmalige Nennung folgenden Jahrhunderten mehr und mehr. – Erst Ende der 1920er Jahre belebte der Tierarzt Dr. Albert Hansen, Eilsleben, und seine aus interessierten Laien bestehende Anhängerschaft den Gebietsbegriff neu. Für eine in Aussicht genommene gebietliche Neugliederung des Deutschen Reiches sollte, so schlugen sie vor, in des Reiches Mitte anstelle von Kleinstaaten ein noch nicht näher bestimmtes größeres „Ostfalen“ gebildet werden. Während der Weimarer Republik erfolgte in dem betreffenden Gebiet keine Neugliederung, das Dritte Reich agierte auch in anderen Strukturen, die jedoch mit dem Ende des „tausendjährigen Reiches“, 1945, verschwanden. Die Gliederung in Besatzungszonen, die deutsche Teilung und die Herstellung der Einheit Deutschlands, 1990, ergab schließlich die Aufteilung in Niedersachsen und Sachsen-Anhalt.

2. Vorbemerkung

Wissenschaftlich ist festgestellt: Der Begriff „Ostfalen“ wurde erstmalig in Beschreibungen über Geschehnisse im Jahr 775 verwendet.

Zitat: „Die drei ältesten Belege des Namens Ostfalen, die in erzählenden Quellen stehen, beziehen sich auf die Jahre 775, 779 und 784. Sie sind aber nicht in dieser Reihenfolge aufs Pergament geraten. Am frühesten wurde der Beleg niedergeschrieben, der das Jahr 784 betrifft. Er findet sich in Jahrbüchern, die von der neuzeitlichen Wissenschaft als die Fränkischen Reichsannalen oder kurz die Reichsannalen bezeichnet werden. Dieses Geschichtswerk ist am Hof Karls des Großen (regierte 768-814) und seines Sohnes Ludwigs des Frommen (regierte 814-840) entstanden. Der älteste Teil, der das Jahr 784 einschließt, wurde um 790 verfasst.

Nach 814 hat ein namentlich nicht bekannter Mann die Reichsannalen überarbeitet. Früher hielt man ihn für Karls des Großen jüngeren Zeitgenossen Einhard († 840), dem wir eine berühmte Lebensbeschreibung des Kaisers verdanken. Aus Bequemlichkeit spricht man nach wie vor von den „Einhardannalen“, wenn man die überarbeitete Fassung der Reichsannalen meint, obwohl Einhard heute nicht mehr als der Bearbeiter gilt. Jedenfalls erwähnen die Einhardannalen den Namen Ostfalen zum Jahre 775 und 779. Die Belege, die sich auf diese beiden Jahre beziehen, stammen also erst aus der Zeit nach 814.“ – Aus: Springer, Matthias: Was haben wir uns unter dem geschichtlichen Ostfalen vorzustellen? –

In: Stellmacher, Dieter: Ostfalen – zur Geschichte und Sprache einer norddeutschen Landschaft. – Bielefeld, 2005.

3. Literatur (gedruckte Quellen)

Pertz, Georg Heinrich: Monumenta Germaniae Historica Scriptorum, Tomus 1. – Hannover, 1826. / Kurze, Fridericus: Annales Regni Francorum, inde ab a. 741 usque ad a. 829, qui dicuntur Annales Laurissenses Maiores et Einhardi. – Hannover, 1895. / Rau, Reinhold: Quellen zur karolingischen Reichsgeschichte, erster Teil. – Darmstadt, 1977. / Heine, Alexander (Hrsg.): Einhards Jahrbücher, übersetzt von Otto Abel und Wilhelm Wattenbach. – Essen, 1968.

4. Übersicht

In dieser Ausarbeitung interessiert das Jahr 775, mit der erstmaligen Nennung des Begriffes „Ostfalen“. Die zutreffenden Angaben sind in den Reichs-Annalen und in den Einhard-Annalen aufgezeichnet.

4.1 Reichs-Annalen

Die Reichs-Annalen (früher als Annales Laurissenses bezeichnet) für das Jahr 775 stehen bei Pertz (S. 152 unten und S. 154 oben) und bei Rau (S. 30 Mitte und S. 32 oben). Der in lateinischer Sprache geschriebene Text enthält die Begriffe „Austreleudi Saxones“ und „Austrasii“. – Die von Rau verfasste Übersetzung (S. 31 Mitte und S. 33 oben) enthält „Ostleute der Sachsen“ und „Ostleute“ als entsprechende Begriffe.

4.2 Einhard-Annalen

Die Einhard-Annalen für das Jahr 775 stehen bei Pertz (S. 153 unten und S. 155 oben) und bei Kurze (S. 40 unten und S. 42 oben). Der in lateinischer Sprache geschriebene Text enthält die Begriffe „Ostfalais“ und „Ostfalai“. – Die von Heine herausgegebene Übersetzung (S. 42 unten und S. 43) enthält „Ostfalen“ und „Ostfalen“ als entsprechende Begriffe. Hier die Übersetzung: 775. [Jahreszahl]

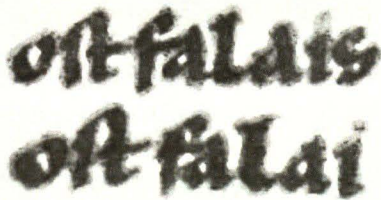
Während des Winteraufenthaltes in Carisiacus hielt der König einen Rat und beschloss, das treulose und bundesbrüchige Volk der Sachsen mit Krieg zu überziehen, bis sie entweder besiegt und zum Christentum bekehrt oder ganz ausgerottet wären. Nachdem er also den Reichstag zu Düren abgehalten hatte, setzte er über den Rhein und zog mit der ganzen Macht seines Reichs nach Sachsen. Gleich beim ersten Sturm eroberte er die Feste Sigiburg, wo eine Besatzung der Sachsen war. Die Aeresburg, eine andere Feste, welche die Sachsen zerstört hatten, baute er wieder auf, und legte eine fränkische Besatzung hinein. Von da zog er nach der Weser und stieß an dem Ort, der Brunenberg heißt, auf die vereinigte Macht der Sachsen, die ihm den Übergang über den Fluss streitig machten. Jedoch umsonst. Gleich beim ersten Zusammentreffen

wurden sie zum Weichen gebracht, in die Flucht geschlagen und eine große Menge von ihnen getötet. Der König setzte nun über den Fluss und rückte mit einem Teil des Heeres bis zur Ocker vor, wo Hessi, einer der Häupter der Sachsen mit allen Ostfalen vor ihm erschien, die Geiseln, die der König verlangte, stellte und den Eid der Treue leistete. Als er von da zurück nach dem Buckigau kam, erschienen die Angrarier mit ihren Großen vor ihm und stellten, wie die Ostfalen Geiseln und schwuren Gehorsam. Während dessen ließ sich eine Abteilung des Heeres, die er an der Weser gelassen hatte, an dem Ort der Hlibeki heißt, wo sie ein Lager geschlagen hatte, unvorsichtiger Weise durch die List der Sachsen in großen Schaden bringen. Als nämlich die auf Futter ausgeschickten Franken um die neunte Stunde des Tages ins Lager zurückkehrten, mischten sich, wie wenn sie zu ihnen gehörten, Sachsen unter sie und kamen so in das fränkische Lager, fielen dann über die schlafenden und halbwachen her und richteten, wie erzählt wird, kein geringes Blutbad unter der sorglosen Menge an. Jedoch wurden sie durch die Tapferkeit der wachenden, die sich mannhaft wehrten, aus dem Lager geschlagen und zogen ab nach einem Vertrag, wie er unter solchen Umständen geschlossen werden konnte. Als das dem König gemeldet ward, eilte er so rasch als möglich herbei, verfolgte die fliehenden und machte dabei eine große Menge von ihnen nieder. Hierauf ließ er sich auch von den Westfalen Geiseln stellen und kehrte dann für den Winter nach dem Frankenlande zurück.

5. Handschriftliche Quellen

Rau hat die Handschriften in fünf Klassen – bezeichnet mit den Buchstaben A bis E – eingeteilt. Aus seiner ausführlichen Darstellung (S. 4-7): Klasse A: Eine Handschrift, verloren. – Klasse B: Vier Handschriften, eine verloren. – Klasse C: Mehrere Handschriften, eine verschollen. – Klasse D: Drei Handschriften, eine verschollen. – Klasse E: Mehrere Handschriften. In der Gottfried-Wilhelm-Leibniz-Bibliothek / Niedersächsische Landesbibliothek, Hannover, lagert ein Exemplar der Klasse E, bezeichnet als: Eginhardi Annales. Der hier interessierende Text beginnt auf der Rückseite von Blatt 18 im unteren Drittel und erstreckt sich fast bis zum Ende der Vorderseite von Blatt 19. Darin enthalten sind die Begriffe:

„ostfalais“ und „ostfalai“
(das „s“ in „ost“ ist als „lang-s“ geschrieben)



6. Hinweise

Mittelalterliche Handschriften – wie die vorgenannten – wurden durch Abschrift vervielfältigt. Wenn das Original – oder

eine Abschrift – nicht mehr erhalten werden konnte, blieb uns der Inhalt – wie hier – durch (weitere) Abschrift erhalten.

Unabhängig vom Sachinhalt des urkundlichen Nachweises besteht für uns der Wert darin, dass der Begriff „Ostfalen“ erstmalig für das Jahr 775 schriftlich nachgewiesen ist. – Streng genommen: Beim erstmaligen schriftlichen Nachweis wird der Begriff „Ostfalen“ für Personen verwendet. Jedoch gilt die Analogie von Personen- und Gebietsbezeichnung: Die Ostfalen in Ostfalen. (Wie beispielsweise auch: Die Bayern in Bayern, die Sachsen in Sachsen.) Zu einzelnen Sachbezeichnungen: Sigiburg: Die Burg lag auf einem steilen Felsen am Zusammenfluss von Ruhr und Lenne; Aeresburg: Bei Marsberg, an der Diemel; Brunenberg: Bei Höxter gelegen; Ocker = Oker (Fluß); Buckigau: Das Bückeburgische; Hlibeki = Lidbach: westlich von Minden.

7. Hinweis zu einer Angabe in den Reichs-Annalen des Jahres 810

Angabe zitiert aus Rau, Seite 97, Mitte: „In diesem Jahre verfinsterte sich die Sonne und der Mond zweimal, die Sonne am 7. Juni und am 30. November, der Mond am 21. Juni und am 15. Dezember.“ Die Tatsache von vier Finsternissen in einem Jahr erschien mir bemerkenswert. Die Erkundigung bei Dr. Wilhelm Martin, wissenschaftlicher Leiter des Planetariums Wolfsburg, führte zu weiteren Erkenntnissen. Im Jahr 810 wurde die Erdkugel in insgesamt sechs Finsternissen betroffen (siehe untenstehende Tabelle) Die in den Reichs-Annalen angegebenen Datumsangaben „21. Juni“, „30. November“ und „15. Dezember“ ließen sich – fußend auf Berechnungen von Fred Espenak (NASA/USA) – bestätigen. (Der Unterschied von einem Tag bei den Daten der Mondfinsternisse erklärt sich aus der im 9. Jahrhundert anderen Tageszählung. Allgemein endete der Tag mit Sonnenuntergang. Beide Mondfinsternisse fanden vor Mitternacht statt, in der damaligen Tageszählung war es jedoch bereits der nächste Tag.) Nicht bestätigen ließ sich das Datum „7. Juni“. • Vermutung „a“ zur Angabe „7. Juni“: Es lag ein Bericht von Seefahrern über die Finsternis vom 5. Juli vor und das Datum ist unrichtig angegeben. Seefahrer zu der Zeit? • Daher Vermutung „b“ zur Angabe „7. Juni“: Vielleicht ist der 7. Juni nachträglich erraten worden. Tatsächlich treten Sonnen- und Mondfinsternisse häufig paarweise auf. Und nach dem sehr eindrucksvollen Finsternis-Paar vom 30. November und 14. Dezember hat der Verfasser auch für den der Mondfinsternis vom 21. Juni vorausgehenden Neumond eine Finsternis vermutet. Allerdings war dieser Neumond nicht am 7. sondern am 5. Juni. An diesem Tag fand tatsächlich eine Finsternis statt, sie war aber in Europa nicht sichtbar.

Datum	Sonnenfinsternis	Mondfinsternis
9. Januar 810	partiell; in der Antarktis und den angrenzenden Meeren sichtbar	
5. Juni 810	partiell; in der Antarktis und den angrenzenden Meeren sichtbar	
20. Juni 810		total; in Deutschland sichtbar
5. Juli 810	partiell; in Spitzbergen (600 km nördlich des Nordkaps) sichtbar	
30. November 810	total; in Deutschland sichtbar	
14. Dezember 810		total; in Deutschland sichtbar

Der Architekt Ernst Wiehe (1842-1894)

Kulturtransfer zwischen Braunschweig und Thedinghausen

Text und Fotos von Falko Rost



Abb. 1 Kirche Lunsen, von Südost

Biographien über Ernst Wiehe, den wohl ersten bedeutenden braunschweigischen Architekten nach Carl Theodor Ottmer (1800-1843), sind bereits geschrieben worden. Seine Leistungen im öffentlichen Bauwesen des Herzogtums Braunschweig im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts sind jedoch wenig bekannt. Zwei Studienfahrten des Braunschweigischen Geschichtsvereins, im Mai 2001 (Landkreis Helmstedt) und im Juni 2003 (ehem. Amt Thedinghausen) befassten sich mit seinen Kirchen-, Pfarrhaus- und Schulbauten. Seither ist verschiedentlich Interesse an Einzelheiten des Themas gezeigt worden. Deshalb sollen die vom Verfasser ausgearbeiteten Vorträge zu den Fahrten in aller Kürze im Aufsatz zusammengefasst werden.

Ernst Wiehe in Thedinghausen

Das ehemalige Amt Thedinghausen an der Unterweser gehörte von 1681 bis 1972 zu Braunschweig. Noch heute tragen die im 19. Jahrhundert, vor allem in seinem letzten Drittel errichteten Kirchen-, Pfarrhaus- und Schulbauten die Handschrift des braunschweigischen öffentlichen Bauwesens. Dabei handelt es sich um: das Pfarrhaus Lunsen 1799/1803, das Pfarrhaus Thedinghausen 1831, die „alte Häger Schule“ in Thedinghausen 1848, die Kirche Thedinghausen 1867-1870, die Kirche Lunsen 1874-1877, die Schule Lunsen 1883/1884 und die Gemeinschaftsschule Thedinghausen 1887. Im Amt gab es geschichtlich bedingte Besonderheiten. Zum einen den lang anhaltende Konflikt, dass es nur die eine mittelalterliche Pfarrkirche in Lunsen gab. Der weitaus größere Flecken Thedinghausen hatte jedoch nur die von Lunsen abhängige Kapelle mit einem Präzeptor.

Seit dem Reglement 1698 erreichte Thedinghausen schrittweise die kirchliche Selbstständigkeit von Lunsen. Dazu gehörte zunächst die geistliche Stelle des Kompastors, 1851 der eigene Kirchenvorstand, erst 1912 die Pfarrstelle. Jeder dieser Schritte zog bauliche Aktivitäten nach sich, die gesellschaft-

lichen und wirtschaftlichen Umwälzungen des 19. Jahrhunderts bewirkten darüber hinaus die vielen Neubauten. Das Amt hatte bis 1807 wegen seiner Entlegenheit eine relativ eigenständige Verwaltung. 1814 gehörte es zunächst zum Weserdistrikt (1832 Kreisdirektion Holzminden), seit 1850 zur Kreisdirektion Braunschweig, mit den jeweilig zuständigen Bauverwaltungen. Thedinghausen gehörte keiner Superintendentur an, die Kirchenaufsicht unterlag direkt dem Konsistorium. Die Kirchenvisitatoren (Treuhänder z. B. in Kirchenbausachen unter dem Konsistorium) waren 1814 der örtliche Amtmann und der Pfarrer in Lunsen. Nach 1850 waren der Braunschweiger Kreisdirektor zusammen mit dem zuständigen Mitglied des Konsistoriums die für kirchliche Bauten wichtigen Personen.

Die drei, vor Ernst Wiehes Auftreten im Amt entstandenen Bauten geben die Gepflogenheiten der damaligen braunschweigischen Baubehörden wieder. Sie zeigen aber auch, dass auf die in der Wesermarsch geltenden Eigenarten Rücksicht genommen werden musste. Das zwischen 1799 und 1803 gebaute Pfarrhaus in Lunsen ist ein traditionelles eingeschossiges Fachwerkhäus mit Wohn- und Wirtschaftsteil unter einem Dach. Obwohl von einem örtlichen Zimmerer geplant, entspricht es doch den Pfarrhäusern gehobenen Bedarfes, wie das von Kammerbaumeister M.C.J. Fricke um 1792 in Salzdahlum gebaute. Das zeitgleiche, bis auf die Zweigeschossigkeit ähnliche Pfarrhaus in Bevenrode war im Bereich Braunschweig das letzte mit vereinter Wohn- und Wirtschaftsfunktion. In der Wesermarsch konnte man auf die „Viehdielen“ im Haus noch nicht verzichten.

Auch das massive, 1831 wohl vom Baukreis Holzminden errichtete zweigeschossige Pfarrhaus Thedinghausen besaß noch den angebauten Wirtschaftsteil. Mit seinen fünf Achsen, dem Walmdach und den klassizistischen Stilelementen entsprach es ansonsten dem vom Konsistorium empfohlenen Normalriss für mittelgroße Pfarrhäuser. Ein ähnliches ist 1846 in Groß Denkte entstanden. Einem von der Baudirektion in dieser Zeit für mittlere Funktionsbauten angewandten Konzept folgte die 1848 in

Winkelform gebaute „alte Häger Schule“ in Thedinghausen. Das eingeschossige Haus mit ausgebautem Dachgeschoss hatte den dominierenden, achsialsymmetrischen Wohnteil mit zwei Lehrerwohnungen. Der unter 90° anstoßende rückwärtige Trakt umfasste zwei Klassenräume. Das noch als Opferrei geltende Gebäude hatte bereits einen separaten Wirtschaftsteil.

Als der 25-jährige Baueleve Wiehe 10/1866 von der Kreisdirektion Braunschweig aufgefordert wurde, in Thedinghausen eine Kirche mit 1000 Plätzen nach eigenem Entwurf auszuführen, hatte er bei seiner Vorbildung und seinen geistigen Fähigkeiten gute Erfolgsaussichten. Nach den 1863 vom Konsistorium aufgestellten „Allgemeinen Grundsätzen beim Bau evangelischer Kirchen“ war ein neues, am Mittelalter orientiertes Kirchenkonzept gefragt. Der damaligen Baudirektion fehlte es sowohl an einer Führungspersönlichkeit als auch an einheitlichen Richtlinien zur Umsetzung des großen, neuartigen Baubedarfes an Kirchen und Schulen.

Wiehe hatte seit 1861 beim Braunschweiger Stadtbaumeister Carl Tappe praktiziert, der gerade die fortschrittlichen Bürgerschulen entwickelte, z. B. die in Königslutter. Ein Studienjahr 1865/1866 an der Wiener Akademie der Künste hatte der Baueleve bei Prof. Friedrich Schmidt, der Autorität in mittelalterlicher Bauweise und dem Architekten öffentlicher Großbauten verbracht. Die Erwartung der Kreisdirektion an den jungen Mann mit Schmidts gutem Zeugnis und abgelegtem zweiten Staatsexamen war groß, lag doch bereits ein genehmigtes Projekt des Kreisbaumeisters Friedrich Maria Krahe vor. Der Ersatzbau für die barocke, um 1700 erweiterte Fachwerkkirche war 1868 rohbaufertig entstanden, die Bauleitung bis zur Einweihung 11/1870 erledigte Wiehe bereits von Braunschweig aus. Der Neubau ist eine von Prof. Schmidt vermittelte neugotische Kirche, wie sie später ähnlich in anderen Ländern verwendet wurde. Der überwölbte Backsteinbau hat fünf Joche, innere Strebebögen, polygonalen Chor und quadratischen Turm mit Westriegel. Das viel gelobte Werk entsprach den „Allgemeinen Richtlinien“, es wies sowohl im Innenraum Anlei-



Abb. 2 Gemeinschaftsschule Thedinghausen
Abb. 3 Kirche Rüningen, von Südwest

hen an Schinkel als auch Fassadendetails von C. Th. Ottmer auf. Der liturgische Bereich war relativ weit von der Gemeinde entfernt. In der späteren Modellreihe ist nur auf die Grundidee zurückgegriffen worden. Ernst Wiehe hat als angesehener Privatarchitekt zwischen 1866 und 1868 in Thedinghausen gewohnt. Er ist von den Honoratioren freundlich in die Gesellschaft aufgenommen worden und hat dort in diese eingeeheiratet. Daraus rührte die lebenslange Verbundenheit mit dem Ort, aufgrund Wiehes Interesse gliederte man das Amt Thedinghausen Wiehes Baukreis Braunschweig Stadt an. Von Braunschweig aus überwachte der Kreisbaumeister von 1874-1877 den von ihm 1873 entworfenen Kirchenbau in Lunsen. Beispiele zeigen, dass Wiehe Anfang der 1870er Jahre bereits Gedanken zu Modellplanungen für Kirchen und Schulen verfolgte, darauf konnte er in Lunsen zurückgreifen. Mit dem einschiffigen, überwölbten Bau mit Westturm, Kreuzgrundriss und gerade schließenden Chor ist Wiehe eine wohlproportionierte, anspruchsvolle Gemeindekirche zu 825 Plätzen gelungen (Abb. 1). Die detailgetreue Neugotik und alle, je nach Größen- und Repräsentationsbedarf änderungsfähigen Einzelheiten der Modellreihe hat Wiehe später beibehalten.

Das Dorf Lunsen benötigte 1880 ein neues einklassiges Schulgebäude mit Lehrerwohnung und angebautem Wirtschaftsteil. Baurat Wiehe skizzierte dazu den Plan des zweigeschossigen, 1884 fertigen kleinen Gebäudes. Eine solche schlichte, einklassige Schule mit Wohn- und unter 90° angebautem Funktionsteil als „Landhaustyp“ gab es z. B. in Vechelde. Der Typ konnte dem örtlichem Bedarf angepasst werden.

Auch bei der 1887 gebauten fünfklassigen Gemeinschaftsschule Thedinghausen (Abb. 2) konnte Wiehe mittels Direktivskizze auf die Modellplanung zurückgreifen. Der zweigeschossige Bau stellt die Kombination zweier „Landhaustypen“ mit zusammengebauten Funktionsflügeln dar, er ist ähnlich 1876/1888 in Hessen/Fallstein in zwei Bauabschnitten verwendet worden. 1893, ein Jahr vor Wiehes Tod sollte in Thedinghausen ein neues zeitgemäßes Pfarrhaus entstehen. Wiehes Amtsnachfolger, Baurat J. Pfeifer hatte dazu 1897 eine Direktivskizze entworfen, die etwa dem Modellplan des Pfarrhauses Cremlingen von 1896 entsprach. Das Vorhaben kam ohne Unterstützung Ernst Wiehes nicht zur Ausführung.

Vor Wiehes Zeit sind in Thedinghausen öffentliche Gebäude in herkömmlicher Art von den Behörden des Herzogtums geplant und ausgeführt worden. Die neuartige Kirche Thedinghausen entwickelte und baute Wiehe an Ort und Stelle, seine Baureihe für Kirchen setzte er mit

Lunsen zuerst im Amt ein. Für Wiehes Modellplanungen von Kirchen, Pfarrhäusern und Schulen für das ganze Land ist bei freier Auslegung in der Thedinghausener Schaffenszeit der Grund gelegt worden. So ist die Bemerkung reizvoll, dass der Baurat einen Transfer baulicher Kultur von Thedinghausen nach Braunschweig bewirkt hat.

Ernst Wiehe in Braunschweig

Als Wiehe 3/1869 unter Ernennung zum Baukondukteur als Beamter in das Staatsbauwesen eintrat, stand er am Beginn einer steilen Karriere. In den fünf Jahren im Sekretariat der Baudirektion in Braunschweig erwarb er sich Verdienste bei der Restaurierung der Stiftskirche St. Lorenz in Schöningen, arbeitete aber bereits an Kirchen- und Schulplanungen. Anfang 1874 ernannte man ihn zum Kreisbaumeister des Hochbaukreises in Braunschweig, damit war er für alle Staatsbauten der Hauptstadt verantwortlich. Seine wichtigste Aufgabe war zunächst die Restaurierung der Stiftskirche St. Blasius in mehreren Abschnitten. 1876 trat die Oberleitung an den Restaurierungen der mittelalterlichen Stifts- und Klosterkirchen des Landes dazu. Zugleich war Wiehe mit den, als Baukondukteur geplanten Kirchen- und Schulbauten beschäftigt, so 1874-1876 mit der Kirche Rüningen und 1875 mit der dreiflügligen Schule Wallstraße 1 in Schöningen.

Bereits 1872 hatte die Landessynode darum gebeten, für die vielen anstehenden Kirchen- und Schulbauten einen Baumeister in der Baudirektion abzustellen. Darauf nahm man 1877 bei der Neuordnung der Baudirektion in drei Geschäftskreise Rücksicht. Ernst Wiehe wurde 4/1877 zum Baurat und Mitglied der Baudirektion ernannt, er war Leiter des Ressorts für Kirchen-, Schul- und herrschaftliche Bauten. Mit gleichem Datum wurde er auch technisches Mitglied des Konsistoriums, damit verband man die Interessen beider Landesbehörden in einer Person.

Unter Wiehe war erstmalig die Oberleitung der Kirchen- und Schulbauplanung des Landes nach einheitlichen Richtlinien in eine Hand gelegt worden. Es soll hier nicht auf Wiehes große städtische Projekte, wie das Wilhelm-Gymnasium in Braunschweig eingegangen werden. Vielmehr auf die in den meisten Ortschaften unter Oberleitung des Baurates entstandenen, noch heute oft das Ortsbild prägenden Kirchen, Pfarrhäuser und Schulen. Den einzelnen Kreisbaumeistern wurden Wiehes nach einheitlichem Prinzip geplante, gestalterischen Spielraum gewährende Baureihen vorgegeben. Der Baurat erstellte dazu meistens Direktivskizzen, zeichnerische Ausführ-

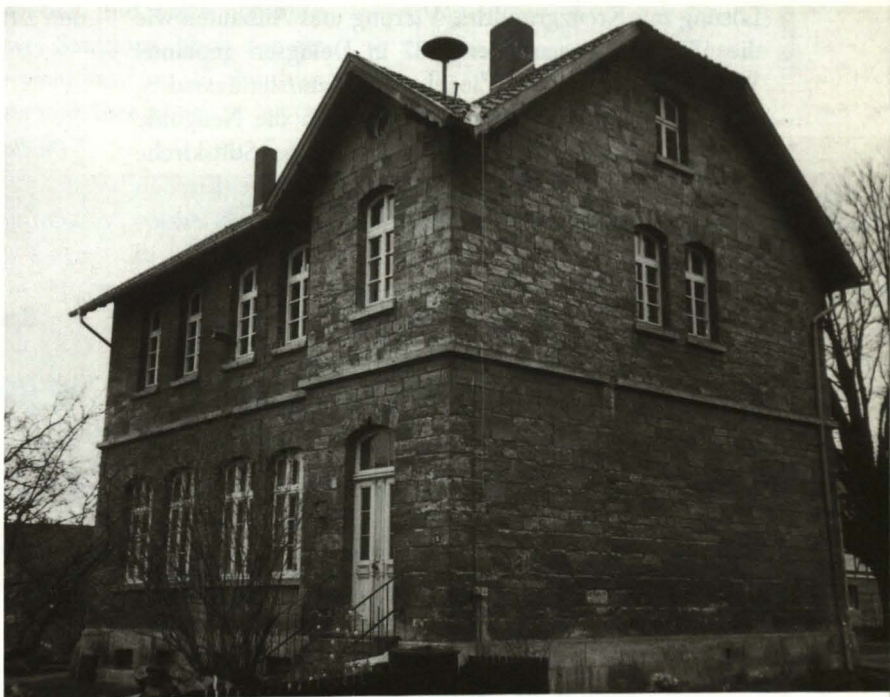


Abb. 4 Schule mit Turm, Danndorf

Abb. 5 1-klassige Schule Bornum/Elm

Abb. 6 Pfarrhaus Cremlingen

rung wurden oft im Sekretariat von Reg. Baumeister A. Bierberg erstellt.

Das Gebiet zwischen Braunschweig und Helmstedt erschien dem Verfasser zur Präsentation kirchlicher Bauten des 19. Jahrhunderts besonders geeignet. In den Helmstedter Kreisbüchern 2001, 2003, 2005 und 2007 sind Hintergründe und Anwendung der Baureihen im Einzelnen beschrieben worden.

Die Baureihe der Kirchen umfasste z.B. Kapellen, wie nach Entwurf von 1877 in Essinghausen; den überwölbten einschiffigen Normaltyp mit Westturm, vier Jochen und eingerücktem Chor wie in Rüningen 1874 (Abb. 3), Barmke 1884 und Groß Steinum 1885; den gesteigerten ähnlichen Typ mit drei Schiffen und vier Jochen wie in Jerxheim 1889; die anspruchsvollste Lösung mit Kreuzgrundriss, Vierung und Anbauten wie die 1873 in Lunsen oder 1887 in Delligsen geplante. Wiehes Bauten zeigten Ziegel- oder Natursteinfassaden, seine Stilrichtung war fast ausschließlich die Neugotik. Unter dem Eindruck der Restaurierung der Stiftskirche St. Blasius, Braunschweig, entstanden weitere Kirchen mit Kreuzgrundriss. Sie ähnelten Lunsen, hatten jedoch romanische Formen wie 1879 in Sunstedt und 1882 in Waggum.

Schulbauten waren in großer Zahl aber mit unterschiedlichen Anforderungen erforderlich. Wiehe behielt für kleine Orte mit vorwiegend 1-klassigen Schulen den vor seiner Zeit genutzten, verbesserten „Landhaustyp“ bei, der sich nur begrenzt erweitern ließ. Er wurde z. B. 1890 in Gevensleben und 1893 in Watenstedt verwirklicht.

Im Nordkreis mit seinen vielen Orten ohne Kirchen erhielt der „Landhaustyp“ für Schulen mit angebautem Turm ein kirchenähnliches Aussehen. So z. B. in Klein Sisbeck 1877, Rühren 1879 und Danndorf 1887 (Abb. 4). Carl Tappes Bürgerschule Königslutter von 1862 war 1877 erweitert worden. Das Konzept ließ es zu, mehrere Verkehrs- und Klassentrakte zu kombinieren. Wohl nach diesem Vorbild entwickelte Wiehe für Orte mit zu erwartendem Wachstum das Grundmodell einer 1-klassigen Schule mit Lehrerwohnung, die in mehreren Einheiten gebaut, erweitert und umstrukturiert werden konnte.

Das 1-Klassenmodell wurde z. B. 1893 in Beierstedt und 1896 in Bornum (Abb. 5) gebaut. Das 2-Klassenmodell gibt es z. B. in Offleben von 1891 und in Räbke von 1894. In Jerxheim ist 1897 ein 4-Klassenmodell mit separatem Lehrerwohnhaus entstanden. Große städtische Elementarschulen nach dem Vorbild der standardisierten Bürgerschulen in Braunschweig wurden z.B. in Helmstedt als Töchterchule 1880, und Knabenschule 1882 gebaut. Schulgebäude wiesen kaum Stilelemente auf, waren jedoch oft zur Straßenseite durch Symmetrie der Fassade oder betonte Architekturelemente hervorgehoben.

Schon vor Wiehes Zeit als Baurat war die Abkehr der Pfarrhäuser von ihrer Funktion als Wohn- und zugleich

Wirtschaftsgebäude erfolgt. Zeitgemäß war ein bürgerliches Wohnhaus mit ansprechender Architektur. Es sollte Haupt- und Nebeneingang, die Wohnfunktion im Obergeschoss, die Küche mit Nebenräumen und abgetrennte Gemeinderäume im Erdgeschoss haben. Die Planung des Amtsmaurermeisters H. Meyer für das Primariatspfarrhaus Schöningen, das bereits entsprechende Ansätze aufwies, hatte Wiehe 1877 zu revidieren.

Anschließend wird er um 1880 sein eigenes Pfarrhausmodell entwickelt haben. Sein 1885 geplantes Pfarrhaus Groß Brunsrode wurde mit dem gegliederten, variationsfähigen Grundriss den Anforderungen gerecht. Das mit sparsamen Fassadengliederungen versehene Gebäude hat den Haupteingang im straßenseitigen Mittelrisalit und den Nebeneingang im rückwärtigen Treppenhaus. In ähnlicher Form wurde 1892 das Pfarrhaus Volkmarode geplant, weitere Häuser entstanden z.B. 1896 in Parsau und Cremlingen (Abb. 6).

Quellenverzeichnis

- 1) Jarck, Horst-Rüdiger und Scheel, Günter: *Braunschweigesches Biographisches Lexikon 19. und 20. Jahrhundert*, S. 653, Hannover 1996; darin: Wiehe, Johann Carl Ernst, Reg.- und Baurat, Architekt, Kirchenbauer (1842-1894), (Rost).
- 2) Dettmer, Vitus: *Die Entwicklung der kirchlichen Verhältnisse im Amt Thedinghausen*, in: *Ev. Luth. Wochenblätter, Beiträge zur Geschichte und Statistik der Landeskirche*, Nr. 1/1919 ff
- 3) *Niedersächsisches Staatsarchiv Wolfenbüttel (NStAW)*: 76 Neu Fb2 Geschäftsordnung Hzgl. Baudirektion 1831-1915, wie vor Nr. 467 u. 468 sowie ZZ Nr. 399 Ernst Wiehe, 8 Alt Thed. Nr. 260 Pfhs. Lunsen, 126 Neu Nr. 1062 Pfhs. Thedinghausen, 126 Neu Nr. 1061 Kirche Thdhs., 126 Neu Nr. 815 u. 817 Kirche Lunsen, 126 Neu Nr. 617 Gem. Schule Thdhs., 126 Neu Nr. 833 Schule Lunsen 1880-1891, 126 Neu Nr. 1062 Pfarrgebäude Thdhs. 1893-1907,
- 4) *Landeskirchliches Archiv Wolfenbüttel (LAW)*: 211 Thedinghausen, Schulhausbau 1844-1854, 164 Thdhs. Kirchenbau, 195 Thdhs. Kirchenbau, 207 Lunsen Kirchenbau, 73 u. 77 Thdhs. Schulbau 1890-1920, 138 Lunsen Schulbau 1801-1912, 54 Groß Brunsrode Pfarrhausbau, 51 Volkmarode Pfarrhausbau, 7 Rüningen Kirchen-Bau, 25 Kremlingen Pfarr-Bau
- 5) Asendorf, Kurt: *Festschrift Doppeljubiläum Pfarre Lunsen 977-1877, Thedinghausen 1977*
- 6) Aufsätze vom Verfasser, in den Kreisbüchern des Landkreises Helmstedt erschienen: 2001, *Kirchliche Bauten des 19. Jh. im Gebiet der Kreisdirektion Helmstedt, I. Vorbereitende Gedanken zum Thema*; 2003 und 2004, s.w.v. II, *Die Elementarschulen der Landgemeinden, Flecken und Städte*; 2005, s.w.v. III, *Die ländlichen und kleinstädtischen Pfarrhäuser*; 2007, s.w.v. IV, *Kirchen- und Kapellengebäude*; darin Abbildungen und Quellenangaben

Königslutter am Elm

– ein kurzer Streifzug durch die Stadtgeschichte

Text und Foto von Britta Edelmann, M. A.

Vom Dorf zur Stadt

Das Gebiet um die heutige Stadt Königslutter wurde archäologischen Befunden zufolge bereits seit der Jungsteinzeit von Menschen besiedelt. Die Ansiedlung mit der Bezeichnung „Lutere“ wurde urkundlich erstmals um 1150 erwähnt und erlangte im Laufe des 14. Jahrhunderts das Marktrecht. 1474 verlieh der braunschweigische Herzog Wilhelm dem Ort das Stadtrecht. Zwischen dem Stiftsbereich und der Marktsiedlung lag das Dorf Oberlutter, das bis zum Jahr 1924 als selbstständige Gemeinde bestehen blieb.

Königslutter war, wie die meisten Landstädte, im Mittelalter recht klein. In der Stadt lebten bis in die Neuzeit hinein etwa tausend Einwohner, die ihren Lebensunterhalt als Handwerker, Kaufleute oder durch die Landwirtschaft verdienten. Mittelpunkt der Stadt war der Markt. Dort lebte in aufwendig verzierten Fachwerkhäusern auch die wohlhabende Bevölkerungsschicht Königslutters: Reiche Brauer, Tuchhändler und Fuhrleute.

Die wichtigsten Gebäude am Markt waren das Rathaus und die Stadtkirche. Das Rathaus war das Verwaltungszentrum und der Mittelpunkt des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens der städtischen Gemeinschaft. Im Rathaus befanden sich nicht nur die Rats- und Gerichtsräume, sondern auch ein großer Festsaal, der bis ins 18. Jahrhundert hinein regelmäßig genutzt wurde.

Die Stadtkirche geht in ihren Ursprüngen auf das 12. Jahrhundert zurück, das Langhaus entstand in der Mitte des 13. Jahrhunderts. In dieser Zeit wurde die ursprünglich romanische Kirche zu einer gotischen Hallenkirche umgestaltet. Um die Kirche herum lag bis zum Ende des 18. Jahrhunderts der städtische Friedhof.

Nicht weit vom Markt befand sich die Burg Königslutter. Burgherren waren

die vom Braunschweiger Herzog oder, während des 14. Jahrhunderts, vom Hildesheimer Bischof belehnten Adligen. Nach 1638 wurde die Burg als ausschließlich herzoglicher Besitz von Vögten oder Amtmännern verwaltet.

Die Stadt war von einer festen Stadtmauer umgeben und hatte ursprünglich nur zwei Stadttore. Nach der ersten Stadterweiterung im 15. Jahrhundert wurden vier Tore nötig.



Steingewinnung

Die Stadtmauer wurde in Verlauf des 18. Jahrhunderts als Steinbruch benutzt und langsam abgetragen. Noch heute sind Reste der mittelalterlichen Stadtmauer im Stadtbild zu finden.

Die Zeit der Industrialisierung

Die Industrialisierung basiert in Königslutter zu großen Teilen auf den Zünften des Mittelalters. Dazu zählen die Steingewinnung, die Holzverarbeitung, das Mühlengewerbe und das

Brauergewerbe. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts – also deutlich später als etwa im benachbarten Braunschweig – wandeln sich diese handwerklich dominierten Gewerbe zu industriell fertigen Betrieben. (Hier Abb. Steingewinnung einfügen)

Da der fruchtbare Lößboden des Elmgebietes den Anbau von Zuckerrüben begünstigt, beginnt die „klassische“ Industrialisierung in Königslutter mit der Zuckerrübenverarbeitung. 1850/1851 läuft die erste Kampagne der Zuckerfabrik August Rühland an; bereits 1856 wird die Aktien-Zuckerfabrik gegründet. Beide Zuckerfabriken entwickeln sich gut und werden bis zur Jahrhundertwende 1899/1900 zu den ertragreichsten Unternehmen der Stadt. Ein weiterer Industriezweig, der sich in Königslutter etabliert, ist die Konservenindustrie. Zur Nahrungsmittelindustrie im weiteren Sinne gehören einige Branntweinbrennereien und die Ducksteinbrauerei, die allerdings zu Beginn des 20. Jahrhunderts ihre Produktion einstellt.

Parallel zur Produktionsaufnahme der ersten Fabriken verändert sich die Infrastruktur der Stadt. 1866 nimmt das städtische Gaswerk den Betrieb auf und sichert dadurch die öffentliche Straßenbeleuchtung und 1872 wird Königslutter mit seinem neu erbauten Bahnhof an die Eisenbahnlinie Braunschweig – Helmstedt angeschlossen. Die verbesserten Verkehrsbedingungen kommen in erster Linie dem Handel entgegen und fördern die Gründung neuer Gewerbebetriebe.

In den 1920er Jahren siedeln sich zwei neue Wirtschaftsunternehmen in der Stadt an: 1921 die Roto-Werke AG und 1923 die Mitteldeutsche Stuhlfabrik. Besonders die Roto-Werke, die hochwertige Büromaschine herstellen und international vertreiben, werden zu einem wichtigen Arbeitgeber in der Region.

Königslutter wird trotz der technischen Fortentwicklungen nicht zu einem Industriestandort von Bedeutung. Wie in den Jahrhunderten zuvor, bestimmen auch im 19. und frühen 20. Jahrhundert Kleinhandel und Handwerk das wirtschaftliche Leben in der Stadt.

Die Stadt verändert sich

Während der Zeit der Weimarer Republik teilt Königslutter die Lage der meisten deutschen Städte. Inflationszeit und Weltwirtschaftskrise haben hier die gleichen Folgen wie überall – Arbeitslosigkeit, Armut und Aussichtslosigkeit führen auch hier zur politischen Radikalisierung. In den 1920er und zu Beginn der 1930er Jahre ist die Stadt eine Hochburg des Stahlhelms. Die erste Ortsgruppe der NSDAP wird 1930 gegründet, 1933 kommt es zu in unmittelbarer räumlicher Nähe der Stadt zu den berühmten Rieseberg-Morden.

In wirtschaftlicher Hinsicht bringt der Nationalsozialismus kaum Veränderungen, und auch im Verlauf des zweiten Weltkriegs bleibt Königslutter von direkten Kriegshandlungen und Zerstörungen weitgehend verschont.

In den ersten Jahren nach dem zweiten Weltkrieg sieht sich die Stadt vor ein bisher unbekanntes Problem gestellt: Viele Vertriebene und Flüchtlinge müssen in der Stadt aufgenommen und untergebracht werden, die Einwohnerzahl steigt zeitweilig um 40% im Vergleich zur Vorkriegszeit.

Industrie und Handel leiden unter dem Verlust der östlichen Absatzmärkte, die seit der Teilung Deutschlands zur DDR gehören.

In den 1960er und 1970er Jahren erholt sich die Wirtschaft in Königslutter nur langsam. Viele Einwohner der Stadt arbeiten nun in Braunschweig oder Wolfsburg, traditionelle Industriebetriebe wie die Zuckerfabriken werden in den 1980er Jahren geschlossen. Angesiedelt hat sich dagegen in Königslutter eine der größten Zigarrenfabriken Europas. Besonderen wirtschaftlichen Stellenwert für Königslutter hat auch das Niedersächsische Landeskrankenhaus, das heute der größte Arbeitgeber am Ort ist.

Heute setzt die Stadt Königslutter verstärkt auf die Zusammenarbeit mit der regionalen Tourismusbranche. Regelmäßig veranstaltete Konzerte im Kaiserdom, Wanderrundwege im Elm und nicht zuletzt die neuen musealen Einrichtungen sollen zusammen mit dem Geopark Harz. Braunschweiger Land. Ostfalen neue Akzente setzen.

Impressum:

Herausgegeben vom Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz e.V.

www.bs-heimat.de

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht die Meinung der Redaktion und des Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz e.V. wieder.

1. Vorsitzende und Redaktion: Britta Edelmann M. A., Museen der Stadt Königslutter, Vor dem Kaiserdom 3 – 5, 38154 Königslutter, Telefon 05353/918464, Email info@museen-koenigslutter.de

Gesamtherstellung: Ruth Printmedien GmbH, Braunschweig, www.ruth.de

Appelhans Verlag, Braunschweig, 2007 · ISBN 978-3-937664-60-6

www.appelhans-verlag.de

Bortfeld traf es am 24.10.1940

– Der Bombenabwurf im Zweiten Weltkrieg –

Text von Rolf Ahlers

In den Morgenstunden des Tages fielen fünf Sprengbomben in den Ort, eine traf die Kirche. Der „Bombenwurf auf Bortfeld“ war der einzige kriegsbedingte Waffeneinsatz auf den Ort. Es war kein „Angriff auf Bortfeld“, denn es gab dort keine „angriffswürdigen“ Industriebetriebe oder Verkehrsanlagen. Eventuell hatte ein britischer Bomber seine todbringende Last nicht im vorgesehenen Zielgebiet abgeworfen und entledigte sich nun hier seiner Last, vor dem Rückflug nach England. Offenbar mangelte es an der vorgeschriebenen Verdunkelung; Kraftfahrzeuge sind im Ort mit Scheinwerferlicht gefahren und darauf wurde der Bomberpilot aufmerksam. Es handelte sich um Sprengbomben mit Aufschlagzünder. Schäden entstanden durch die Druckwelle und durch weggeschleuderte Teile (Teile der Bombe und getroffene Teile).

Eingefasst ist die Berichterstattung über den Tag des Bombenabwurfes mit sachbezogenen Angaben.

Aus der Chronik der Kirchengemeinde Bortfeld: „Die Turmspitze der Kirche wurde im Jahre der nationalen Erhebung – 1933 – erneuert. Der Turmknopf wurde ausgebessert und neu vergoldet. Sein Inhalt, die alten Urkunden, wurden einer Gemeindeversammlung vorgelegt und daselbst verlesen. Neue Urkunden, mit neuen geschichtlichen Daten, wurden mit den alten, vorgefundenen Urkunden wieder hineingetan. Zum Andenken an die nationale Erhebung zeigt die Turmspitze jetzt auf Antrag des Ortsgruppenleiters der NSDAP das Hakenkreuz. (Später hinzugefügte Randbemerkung: „Auf Wunsch des Kirchenvorstandes hatte dieser die Genehmigung der Gauleitung hierzu einholen müssen!“ – In der Chronik von Bortfeld steht: „Die Kirchturnfahne erhielt nach dem Entwurf der Ehefrau von Pastor Brinkhoff und auf Beschluss des Kirchenvorstandes als Spitze ein Hakenkreuz mit dem

Christenkreuz darüber.“) – Im Jahre 1936 wurden in der Kirche zwei neue Schornsteine gebaut, zwei neue Öfen angeschafft, die Decke und die Wandflächen neu verputzt und vermalte.“

Der Krieg hatte zum Zeitpunkt des hier betrachteten Bombenabwurfes bereits viele Opfer gefordert, außer dem Militär war auch die Zivilbevölkerung betroffen, in Kampfgebieten und weit von der Front entfernt. Die Personenschäden verursachten viel Kummer und Leid. Die Sachschäden ergaben manchen wirtschaftlichen Verlust.

Ereignisse am 24.10.1940, ein Donnerstag

Das Wetter: Es war niederschlagsfrei, der ganze Tag ohne Sonne. Höchste Temperatur 5,6 °C, niedrigste Temperatur 1,5 °C, Windgeschwindigkeit (Mittelwert) 2,5 Meter/Sekunde (= „leichte Brise“, Windstärke 2). Sonnenaufgang 07.57 Uhr (rechnerisch; bis 02.11. war Sommerzeit).

04.44 bis 05.18 Uhr: Emden, Reihenumwürfe zahlreicher Spreng- und Brandbomben auf die Erzpier und die Westmole sowie die Uferböschung des Emsdeiches. Auf den Außenhafen warfen britische Bomber 21 Sprengbomben ab, wobei ein Rangiergleis durch zwei Volltreffer zerstört wurde. Einige Brandbomben verursachten einen Zimmerbrand. Nach dem Angriff wurden einige Blindgänger aufgefunden. Ein 16-jähriger Zivilist starb durch Bombensplitter und ein Soldat wurde verletzt.

Auf Salzgitter-Ringelheim wurden 7 Sprengbomben abgeworfen, sie verursachten leichte Schäden. Bomben fielen auch auf Berlin und weitere Ziele.

Barbecke: Die Fliegerangriffe setzten wieder ein. Dieses Mal von zwei Uhr bis kurz vor sieben Uhr. Zum Frühzug

(6.35 Uhr) konnte man also nicht mehr ungefährdet kommen. Im Keller waren wir nicht, weil die Gefahr immer schnell vorüber ging und weil wir an den Kanonendonner schon ganz gut gewöhnt sind. – Die Entfernung von Barbecke nach Bortfeld beträgt rund 16 km (Luftlinie), die Flugzeit dafür liegt bei 2 Minuten.

Bericht von Pastor Bruno Denecke in der Chronik der Kirchengemeinde Bortfeld: „In der Nacht zum 24.10.1940, in der mehrfach Alarm war, wurden dann 5 Bomben auf unser Dorf geworfen, von denen eine unsere liebe, alte Kirche zerstörte. Nachdem ich schon mehrere Male in der Nacht auf gewesen war, hatte ich mich wieder einmal im vollen Zeuge ins Bett gelegt. Bald aber wurde das Geräusch der über Bortfeld fliegenden englischen Flieger und das Abwehrfeuer der Flak, die in weiterer und näherer Entfernung lag, so stark, dass ich wieder runter ging. In dem selben Augenblicke nun, wo ich am Flurfenster vorüber ging, fielen die 5 Bomben. Eine Fensterscheibe über mir zersprang und die Splitter fielen über mich. Der Luftdruck war so stark, dass ich in die Knie sank und so auch noch die ersten Stufen hinab ging. Ich hörte nur ein gewaltiges Prasseln und Klirren von zerbrechenden Ziegeln und Fensterscheiben in der Kirche, wie sich nachher herausstellte. Ich konnte nun feststellen, dass niemand von meinen Angehörigen verletzt war und ich überzeugte mich zunächst durch einen Rundgang im Hause davon, dass die Bombe nicht auf unser Haus gefallen war. Als ich aus der Haustür nach der Kirche blickte, sah ich nur eine dichte Nebelwand, wie ich mir zuerst einbildete. Es stellte sich aber später heraus, dass es eine gewaltige Staubwolke war, die durch die Zerstörung der Kirche entstanden war und dann nach Westen durch den Wind getrieben wurde. Dies muss ziemlich schnell geschehen sein, denn als ich nach ein paar Augenblicken wieder zur Kirche hinüber-



blickte, bot mir das Dach einen eigentümlichen durchsichtigen Anblick. Das veranlasste meine Frau und mich, näher an die Kirche zu treten, wo uns sofort das ganze entsetzliche Zerstörungswerk vor Augen trat, trotzdem es ziemlich dunkel war. Das Unglück geschah wohl so um 5.15 Uhr. Allmählich kamen dann auch die Nachbarn und andere Dorfbewohner, um sich von dem Geschehen zu überzeugen. Viele vergossen bittere Tränen, denn dies Gotteshaus war ja seit Jahrhunderten mit dem Leben der Dorfbewölkerung verbunden.

Bald erfuhren wir, dass noch 4 andere Bomben auf unser Dorf gefallen waren. Die erste fiel in den Garten zwischen (die Häuser) Nr. 3 (= Katzhagen 1) und Nr. 5 (= Klint 2), gerade wo der kanalisierte Graben eintritt. Schaden wurde sonst nicht angerichtet.



Die zweite fiel auf die Straße gerade vor dem Pfarrgarten. Dort stand zufällig ein beladener Rübenwagen, der wohl verhütete, dass ernstlicher Schaden entstand. Der Rübenwagen wurde vollständig vernichtet, die Deichsel wurde bis auf den Friedhof geschleudert und fand sich später auf dem Wehmerschen Grabe wieder. In der näheren Umgebung litten hauptsächlich die Scheune (= Katzhagen 4) und das Tagelöhnerhaus (nicht mehr vorhanden) Nr. 47 (= Katzhagen 4a) und die Häuser Nr. 49 (= Katzhagen 5) und Nr. 102 (= Katzhagen 7). Es handelt sich bei diesen Schäden hauptsächlich um zerbrochene und zersplitterte Ziegel und Fenster.



Abb. oben:

Erste Bombe: Grundstück Klint 2, Blick nach Norden, unmittelbar westlich der Bortfelder Straße, links die Scheune von Nr. 46 (= Katzhagen 2), rechts das Haus Nr. 3 (= Katzhagen 1).

Abb. mitte:

Zweite Bombe: Straßenverlauf Katzhagen, Blick nach Osten. Die Bombe traf einen mit Zuckerrüben beladenen Ackerwagen, ein Seitenteil (= Wagenflechte) rechts im Bild, Zuckerrüben im Vordergrund.

Abb. unten:

Dritte Bombe: Bombentrichter vor dem Giebel des Hauses Nr. 83 (= Lange Straße 20), Blick nach Südwesten auf das Haus Nr. 50 (= Katzhagen, Bauernhausmuseum).

Die dritte Bombe fiel sodann in den Hausgarten von 83 (= Lange Straße 20), etwa 5 Meter vom Hause entfernt, richtete aber so gut wie gar keinen Schaden an.

Die vierte Bombe fiel auf die Kirche, die fünfte hinter dem Stallgebäude von Nr. 79 (= Lange Straße 23). Auch hierselbst wurde kein Schaden angerichtet. Im Nebengrundstück Nr. 80 (= Lange Straße 22) wurden durch Splitter die Fenster im Schlafzimmer zertrümmert, das Fußende des Bettes durchschlagen und ein Bild über den Betten getroffen, verletzt aber wurde wie durch ein Wunder niemand. Beim Nachbargrundstück Nr. 78 (= Lange Straße 24) wurde ein Stallgebäude durch Bombensplitter beschädigt. Ein Kultivator (= landwirtschaftliches Gerät „Aufreißer“), der am Platz des Bombeneinschlages stand, wurde einige hundert Meter weit hinter die neuen Siedlungshäuser (an der Straße Opferhöfe) geschleudert. Außer diesen 5 Sprengbomben wurden noch etwa 50 Brandbomben geworfen, die aber sämtlich im Nordosten des Dorfes ins freie Feld fielen. Die in der Kirche angerichteten Verwüstungen lassen sich am besten aus den eingeklebten Bildern ersehen. Die Kirchturmuhr war nicht beschädigt und ging weiter, erst am nächsten Tag nachmittags, 16.00 Uhr blieb sie stehen.

Am folgenden Morgen benachrichtigte ich sofort Herrn Propst Gremmelt in Ölper und das Landeskirchenamt. Noch an dem selben Vormittag kamen dann auch einige Vertreter zur Besichtigung. Nacheinander kamen dann auch Vertreter des Staates und der Behörden, unter vielen anderen auch Herr Ministerpräsident Klagges. Am Sonntag darauf und auch noch eine ganze Zeit nachher kamen viele hunderte aus Braunschweig und anderen Orten, um sich das Werk der Zerstörung anzusehen.“

Die 4. Bombe war ein Volltreffer auf die Kirche. – Die Beheizungsanlage der Kirche bestand damals aus zwei Öfen, rechts und links im Kirchenschiff angeordnet. Die zugehörigen Schornsteine waren in die Kirchenwände – zwischen dem 3. und 4. Fenster (von Osten her gezählt) – eingebaut. Im Dachboden des Kirchenschiffes waren die beiden Schornsteinzüge schräg (Fachbegriff: gezogen) aufgemauert, mit einem Stahlträger (Filigranträger) gestützt und gemeinsam als ein Schornsteinkopf aus dem First herausgeführt. Mit Glück im Unglück traf die Bombe auf den Stahlträger und explodierte daher im Dachboden des Kirchenschiffes. So blieb das Mauerwerk des Kirchenschiffes von einem noch größeren Belastungsstoß verschont.

Die Wiederherstellung der Kirche zog sich über mehrere Jahre hin, am 01.08.1948 wurde sie erstmalig wieder genutzt. Der Gottesdienst war gut besucht, 229 Erwachsene wurden gezählt. Die Kollekte ergab trotz der Währungsreform 49 DM. Die Kirche machte schon so einen schönen würdigen Eindruck, alle freuten sich darüber, wenn auch viele mit Wehmut an ihre alte, ihnen liebgewordene Kirche dachten. Der von Pastor Bruno Denecke ausgewählte Predigttext steht bei Esra Kapitel 3, Vers 12. Hier die neuere Fassung: „Viele von den Alten – Priester, Leviten und Sippenälteste – hatten den ersten Tempel noch gekannt. Als sie nun sahen, daß das Fundament des neuen Tempels gelegt war, weinten sie laut. Andere aber schrien und jubelten vor Freude.“ (Gute Nachricht) Herkömmliche Fassung: „Aber viele der alten Priester und Leviten und Obersten der Vaterhäuser, die das vorige Haus gesehen hatten, da nun dieses Haus vor ihren Augen gegründet ward, weinten sie laut. Viele aber jauchzten mit Freude, daß das Geschrei hoch erscholl.“ (Bibel)



Vierte Bombe: Die Kirche, Blick von Süden, die Kirchturmuhr zeigt 4.05 Uhr. – Der Pastor hatte darüber geschrieben: „Die Kirchturmuhr war nicht beschädigt und ging weiter, erst am nächsten Tag nachmittags, 16.00 Uhr blieb sie stehen.“



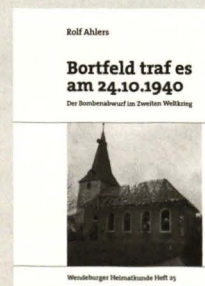
Kircheninneres, Blick nach Osten, zum Altar.



1958 ging die neue Orgel in Betrieb, 1959 weihte Landesbischof D. Martin Erdmann die neue große Glocke – die vorherige große Glocke musste 1942 abgegeben werden. – 1989, aus der Chronik der Kirchengemeinde Bortfeld: „Die Turmspitze der Kirche war zum letzten Mal 1933 renoviert worden. Das damals angebrachte Hakenkreuz wurde 1945 zwar beseitigt, aber seitdem war die Turmspitze ohne krönenden Abschluss. Im Frühjahr wurde nun Abhilfe geschaffen. Eine neugestaltete Bekrönung mit christlichem Kreuz, Wetterfahne und Kugel kam auf die Kirchturmspitze – endlich, nach 56 Jahren, erfolgte der krönende Abschluss.“

Literatur:

- Chronik der Kirchengemeinde Bortfeld, 1907-1994.*
Jacobsen, Hans-Adolf und Dollinger, Hans: Der zweite Weltkrieg in Bildern und Dokumenten. – München-Wien-Basel, 1963, (3 Bände).
Paes, Rudolf: Chronik von Bortfeld. – Bortfeld, 1983.
Ahlers, Rolf: Denkmäler in der Gemeinde Wendeburg – Inschriften. Wendeburg, 1986.
Ahlers, Rolf: Dokumente im Turmknopf der Kirche zu Bortfeld. – Wendeburg, 1989.
Pischke, Gudrun: Salzgitter im Rahmen der alliierten Luftoffensiven. In: Salzgitter-Jahrbuch 1990. – Salzgitter, 1990.
Kuessner, Dietrich: „Gott strafe England“ – die evangelische Kirche und der Bombenkrieg. – Vortrag am 06.10.1994 im Landesmuseum in Braunschweig.
Oertel, Ulrich: Vergessene Welten – Die Tarnung des Stichtkanals bei Bortfeld und Hallendorf. In: IBA-Informationen, Heft 38. – Nürnberg, 2002.
Ahlers, Rolf und Sauerbeck, Gerhard: Geschichte des Forschungsstandortes Braunschweig-Völkenrode. – Braunschweig, 2003.
Fotos: Bildstelle der Luftfahrtforschungsanstalt in Braunschweig-Völkenrode: aufgenommen am 24.10.1940, Chronik der Kirchengemeinde Bortfeld.



Im Zweiten Weltkrieg fielen im Ort Bortfeld 5 Flieger-Bomben. Eine davon traf das Kirchengebäude und richtete dort einigen Schaden an. Die anderen 4 Sprengbomben hinterließen ihre Bombenkrater in Straßen und Gärten. Verletzt wurde zum Glück niemand. Dieses Heft beschreibt die Situation zu der damaligen Zeit und zeigt bisher unveröffentlichte Aufnahmen von den damaligen Schäden.

Rolf Ahlers

Bortfeld traf es am 24.10.1940

Der Bombenabwurf im Zweiten Weltkrieg

Verlag Uwe Krebs, Wendeburg

14,8 x 21 cm, 32 Seiten, 32 Abb.

ISBN 978-3-932030-37-6, EUR 4,50

Abb. oben: Kirche, Blick von Nordwesten.

Abb. mitte: Kircheninneres, Blick nach Osten, im Vordergrund einige hölzerne Orgelpfeifen.

Abb. unten: Fünfte Bombe: Wirtschaftsgebäude von Nr. 79 (Lange Straße 23), davor der Bombentrichter, darin ein Gefreiter und zwei Jungen.

Die Ottonen –

sächsische Herzöge, deutsche Könige und Kaiser

Text und Bilder von Elke Froese M.A.

Für die Zeit bis zum 10. Jahrhundert gibt es nur wenige schriftliche Quellen, die Nachrichten über Sachsen und das Braunschweiger Land enthalten. Unter den Merowingern und den frühen Karolingern lag Sachsen noch außerhalb des fränkischen Reiches und wurde höchstens bei Kriegszügen berührt. Einem solchen Feldzug gegen ein Mitglied der karolingischen Familie verdanken wir die Nennung der Ortsnamen von Schöningen und Ohrum in den Quellen, noch bevor unser Gebiet mit den Sachsenkriegen in die große Geschichte eintritt.

Doch die frühen Quellen berichten vorwiegend aus fränkischer Sicht. Erst für das 10. Jahrhundert haben wir mit der „Sachsengeschichte“ des Mönchs Widukind von Corvey erste einigermaßen verlässliche Informationen für den sächsischen Raum. Widukind schrieb im Kloster Corvey, das 822 als Missionskloster gegründet wurde und für die Christianisierung der ins fränkische Reich integrierten Sachsen zu sorgen hatte. Der ziemlich sicher aus sächsischem Hause stammende Mönch berichtet von der Überführung der Reliquien des heiligen Vitus aus Westfranken nach Corvey. Damit stieg die Bedeutung des Klosters und machte es zum zentralen Ausstrahlungsort des Christentums in Sachsen. Es ist angenommen worden, Widukind gehöre zur Familie des Sachsenherzogs Widukind, der im 7. Jahrhundert so tapfer den Franken widerstanden hatte. Dies konnte aber nicht bewiesen werden.

Die wichtige Quelle „Sachsengeschichte“ gibt Aufschluss über die Regierungszeiten Heinrichs I. und Ottos I., sagt aber auch etwas über die Frühzeit der Sachsen. Allerdings hat Widukind seinerseits auf Überlieferungen zurückgegriffen, da er die Zeit der Sachsenkriege nicht mehr aus eigener Anschauung kannte. Widukinds Absicht war, einerseits die Taten Ottos I. herauszustellen, den er offensichtlich verehrte. Andererseits zeigt aber allein die Tatsache, dass er nicht Otto, sondern dessen Tochter Mathilde, der Äbtissin in Quedlinburg, seine Sachsengeschichte widmete, dass er sich seinem geistlichen Stand besonders verpflichtet fühlte.

Widukind stellt besonders heraus, dass die Herrschaft der Könige und Kaiser nur auf der Gnade Gottes beruht. Widukind schrieb seine „Sachsengeschichte“ in einer Zeit, in der die Herrschaft Ottos I. bereits gefestigt war. Er konnte also rückschauend den Weg beschreiben, wie es zum Aufstieg der Sachsen kam. Zunächst lag das Königsheil bei den Franken, die den Sachsen das Christentum brachten. Dies war eine wichtige Voraussetzung für die fränkische Vorherrschaft im Reich. Das Königsheil ging erst auf Ostfranken über, als die sehr bedeutenden Reliquien des heiligen Vitus oder Veit von Kloster St. Denis bei Paris nach Sachsen gelangten, und zwar

in das bedeutendste Kloster, nach Corvey. Wieder hatte das Christentum den entscheidenden Anteil an der Herrschaft der irdischen Könige. Das so erlangte Heil ließ Otto I. zu einem bedeutenden Herrscher werden.

Die Krone des heiligen römischen Reiches, die heute in Wien aufbewahrt wird, zeigt deutlich diese im Mittelalter vertretene Herrschaftsauffassung. Auf einer der acht aneinander gefügten Tafeln steht: *per me reges regnant* (Durch mich regieren die Könige). Die Krone geht vermutlich bereits auf Otto I. zurück. Die Achteckigkeit symbolisiert das achttorige himmlische Jerusalem. Diese Symbolik tritt auch in den Pfalzkapellen auf, z. B. in Aachen oder auch in Goslar. Die Goslarer Pfalz, wie wir sie in Ansätzen heute noch sehen können, geht allerdings auf den Salier Heinrich III. zurück, der hier auch sein Herz bestatten ließ. Die Nutzung von Goslar als Pfalzort begann aber schon mit dem letzten Ottonen Heinrich II. Da sich im Norden von Goslar das Kloster Georgenberg mit einer Kirche befand, die einen achteckigen Grundriss aufweist, hat man vermutet, dass dort der erste Aufenthaltsort eines Königshofes zu suchen ist und erst später der Palast im Tal an der heutigen Stelle errichtet wurde.

Das fränkische Reich wurde 843 in ein ostfränkisches, ein westfränkisches und ein mittleres Reich geteilt, das man Lothringen nannte. Die drei Reiche wurden zunächst weiterhin von Vertretern der karolingischen Familie regiert. Im Ostreich starben die Karolinger 911 aus. Als Nachfolger konnte sich der fränkische Herzog Konrad I. durchsetzen, der zwar Franke, aber nicht karolingischer Abstammung war. Konrad hatte aber besonders in Sachsen mit einer starken Opposition zu kämpfen. Dadurch, dass lange Zeit das Zentrum der Macht weiter im Westen gelegen hatte, konnte sich in Sachsen eine starke Adelsschicht ausbilden, die danach strebte, Einfluss im Reich zu gewinnen.

Eine der führenden Familien in Sachsen waren die Liudolfinger (Abb. 1). Sie führten sich auf den Spitzenahn Liudolf zurück, der um den Harz umfangreiche Besitzungen hatte. Liudolf starb 866 und wurde in seiner Stiftung Kloster Brunshausen beigesetzt. Später wurde das Kloster nach Gandersheim verlegt. Durch Einheirat und Verschwägerung mit den ostfränkischen Karolingern konnten die Liudolfinger ihren politischen Aufstieg begründen. Liudolfs Frau Oda stammte aus einem fränkischen Adelsgeschlecht mit Verbindungen zum fränkischen Hof. Vorfahren des Liudolf sind nicht bekannt. Daraus hat man geschlossen, dass die Familie erst durch den Liudolf nach Sachsen gekommen ist. Jedenfalls nennt die Nonne Roswitha von Gandersheim in ihrer Chronik des Klosters Gandersheim keine früheren Vorfahren der Stifterfamilie, die ins Gebet eingeschlossen werden sollen.

Liudolfinger und Ottonen

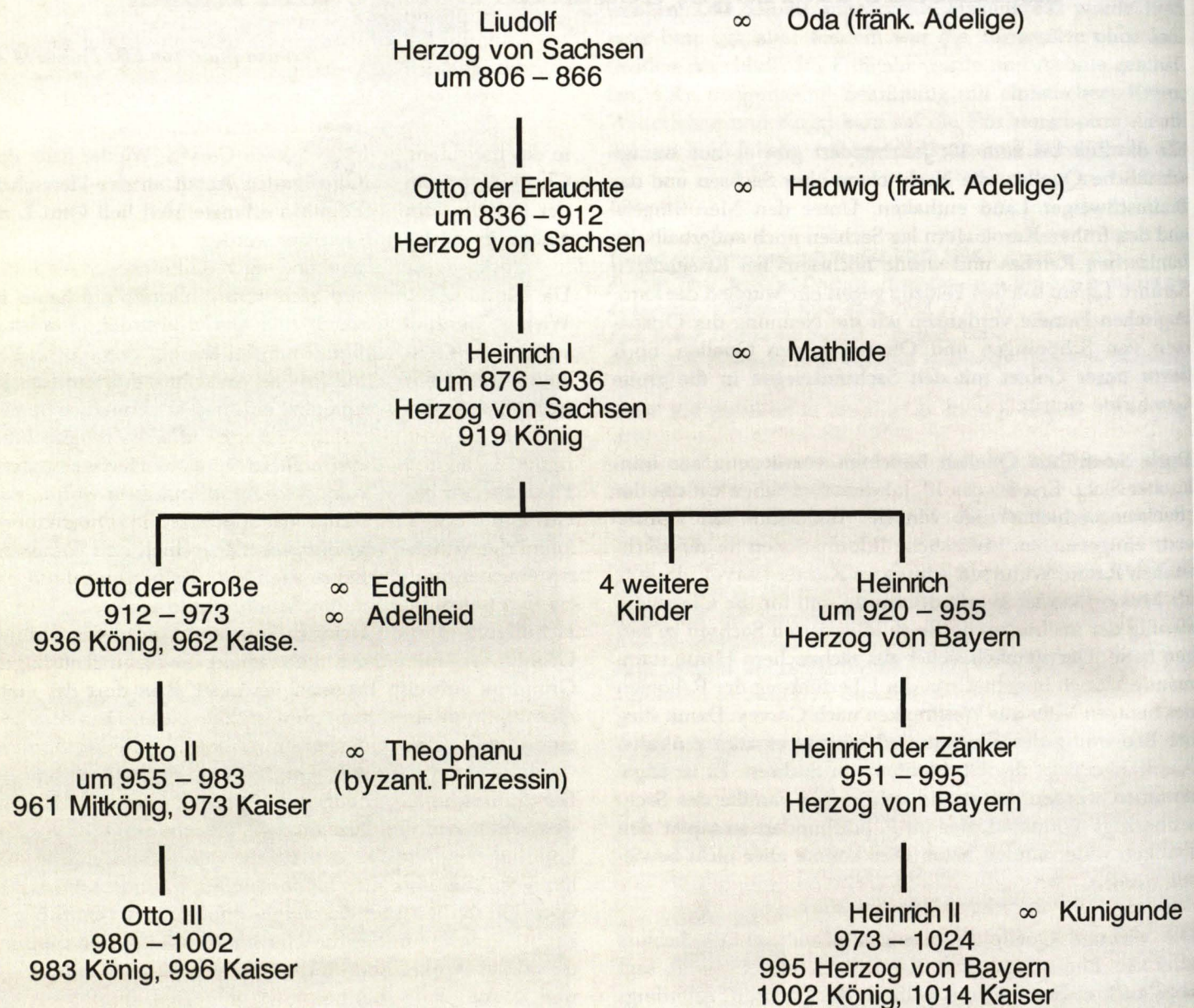


Abb. 1: Vereinfachte Genealogie der Liudolfinger und Ottonen

Nach dem Aussterben der Karolinger 911 soll bereits Liudolfs Sohn Otto dem Erlauchten die Königskrone angetragen worden sein. Dieser habe aus Altersgründen abgelehnt. Nach dem Tod des Franken Konrad I. kam man nun aber nicht mehr an den Liudolfingern vorbei. Dies sah bereits Konrad und schlug Heinrich, den Sohn Ottos des Erlauchten, als Nachfolger vor und ließ ihm die Reichsinsignien überbringen. So berichtet es Widukind von Corvey.

Heinrich I. hatte mit der Heirat der Mathilde aus der ebenfalls mächtigen sächsischen Familie der Immendinger umfangreiche Besitzungen zwischen Weser und Oker dazu gewonnen. Die Immendinger führten ihre Herkunft auf den Sachsenherzog Widukind zurück, der Karl dem Großen in den Sachsenkriegen so lange Widerstand entgegengesetzt hatte. Unter Heinrich I. verlagerte sich das familiäre Machtzentrum von Kloster Brunshausen bei Gandersheim nach

Quedlinburg, wo er häufig kirchliche Feste feierte und so seine königliche Macht demonstrierte. Die Tradition, in Quedlinburg das Osterfest zu verbringen, übernahmen auch seine Nachfahren. Das Osterfest ist das wichtigste Fest in der christlichen Tradition.

Vielleicht entstand seine Vorliebe für Quedlinburg dadurch, dass er der Sage nach die Nachricht von seiner Königswahl in Quedlinburg erhielt, wo er mit der Vogeljagd beschäftigt war. Deshalb erhielt er von der Nachwelt den Beinamen „Der Vogler“. In Quedlinburg kann man heute noch ein Fachwerkhäus bewundern, dass der Sage nach etwas mit der Königserhebung zu tun hat und der „Finkenherd“ genannt wird.

Heinrichs Aufgabe als König war nun, woran sein Vorgänger gescheitert war: Er musste sich gegen den Adel durchsetzen, vor allem in Bayern und Schwaben, die Ostgrenze des

Reiches gegen die Slawen sichern und die Ungarn abwehren, die plündernd ins Reich einfielen. Zur Sicherung seiner Stellung vereinigte Heinrich sein umfangreiches Hausgut mit dem ihm zugefallenen karolingischen Königsgut und schuf sich so eine Machtbasis. Dadurch entstand zusätzlich zu der von den Karolingern übernommenen Königslandschaft im Rhein-Main-Gebiet mit der wichtigen Pfalz Frankfurt noch eine weitere Königslandschaft in Sachsen. Mit der Angliederung Lothringens an das ostfränkische Reich kam noch die Pfalz Aachen hinzu, die Karl der Große besonders schätzte und die mit seinem Grab den zentralen Punkt karolingischer Traditionen bildete. Das Gebiet um Aachen wurde unter den Ottonen die dritte große Königslandschaft.

Im Laufe seiner Regierungszeit konnte Heinrich I. die Herzöge von Bayern und Schwaben zur Anerkennung seiner Regierung zwingen und die Ungarn besiegen. Anfangs- und Endpunkt für seine Unternehmungen bildete aber immer das Harzgebiet, das zur wichtigsten Königslandschaft wurde. Die bedeutenden Pfalzen waren neben Quedlinburg und Magdeburg Grone bei Göttingen, Pöhlde am Südharz und Werla im Harzvorland.

Heinrich hielt sich häufig in Quedlinburg (Abb. 2) auf. Auf dem Berg befand sich schon in der Zeit Heinrichs als sächsischer Herzog eine Burg. Diese ließ er zur Pfalz ausbauen. Nach seinem Tod begründete seine Witwe Mathilde hier ein hochherrschaftliches Damenstift, das im Reich die höchste Bedeutung erlangte und sogar das liudolfingische Hauskloster Ganderheim überflügelte. Der Quedlinburger Domschatz mit vielen Schenkungen ottonischen Herrscher ist heute noch berühmt.

Das Harzgebiet diente Heinrich auch als Rückhalt im Kampf gegen die Ungarn, wo er sich 924 in der Pfalz Werla verschanzte. Durch die Gefangennahme eines wichtigen Anführers der Ungarn konnte Heinrich mit ihnen einen Waffenstillstand aushandeln, den er allerdings mit hohen Tributzahlungen erkaufen musste. Die Friedenszeit nutzte Heinrich, um das Land zu befestigen. Er erließ die sogenannte Burgenbauordnung. Jeweils neun Bau-

ern sollten die Versorgung eines Burgmannes sicherstellen, der die Burg für den Angriffsfall verteidigen musste. Bevor die Zeit des vereinbarten Waffenstillstands abgelaufen war, verweigerte man den Ungarn die Tributzahlungen und reizte sie zum Angriff. Bei Riade an der Unstrut konnte Heinrich die Ungarn vernichtend schlagen.

In der sogenannten Hausordnung regelte er auf dem Hoftag von Quedlinburg 929 seine Nachfolge. Allein sein Sohn Otto sollte nach ihm König werden, damit die Herrschaft nicht geteilt würde. Dies war eine Neuheit, da die Karolinger immer alle männlichen Nachkommen an der Herrschaft beteiligt hatten und das Reich oft geteilt wurde. Otto wurde mit Edgith, der Schwester des Königs von Wessex, standesgemäß verheiratet. Die Übergabe der Herrschaft an ihn allein brachte Otto viele Schwierigkeiten in der ersten Zeit seiner Herrschaft ein. Heinrich I. starb 936 in der Pfalz Memleben und wurde in seiner Lieblingspfalz Quedlinburg beigesetzt. In der dortigen Stiftskirche befindet sich sein Grab.

Otto setzte die Slawenmissionierung seines Vaters fort. Er gründete in Magdeburg am Rande des ostfränkischen Reiches ein Kloster, das dem heiligen Moritz bzw. Mauritius geweiht

war. Es hatte zur Aufgabe, die slawischen Stämme östlich der Elbe-Saale-Linie zu missionieren und so dem Reich anzugliedern. Damit wurde die Grenze des Reiches weiter nach Osten vorgeschoben. Schon Karl der Große hatte dieses politische Mittel zur Ausweitung des Reiches nach Osten angewendet, jetzt taten es die damals Missionierten ihm gleich.

Otto hatte Magdeburg seiner Frau Edgith als Witwengut überlassen und hielt sich selbst oft dort auf. Der geistige und auch politische Mittelpunkt der sächsischen Herrscher hatte sich damit nach Osten verlagert. Das geistige Zentrum der ersten Liudolfinger lag in Gandersheim, das Heinrichs in Quedlinburg, und Otto begründete ein neues in Magdeburg. Es ist also eine Ostwanderung des Herrschaftszentrums zu verzeichnen. Zwar wurde weiterhin das Osterfest in Quedlinburg gefeiert, aber man hielt sich vorher zu Palmsonntag in Magdeburg auf.

Heinrich I. hatte versucht, die Großen des Reiches durch Freundschaftsbündnisse an sich zu binden. Sein Sohn Otto ging ganz andere Wege. Die Tatsache, dass er als alleiniger Nachfolger vor seinen Geschwistern bevorzugt wurde, nötigte ihn zu Konzessionen ihnen gegenüber. So versuchte er, seine engere



Abb. 2: Quedlinburg, Stiftskirche St. Servatius



Abb. 3: Magdeburger Dom



Abb. 4: Domplatz in Magdeburg – Lage des ersten Dombaus

Familie indirekt an seiner Herrschaft zu beteiligen, indem er seinen Geschwistern und Söhnen Machtpositionen im Reich einräumte und sich durch die Verheiratung seiner Schwestern das Wohlwollen seiner beiden Schwager erhoffte.

Seinen Bruder Heinrich verheiratete Otto mit der Erbin des Herzogtums Bayern. Allerdings reichte Heinrichs Familie die Abfindung mit dem Herzogtum Bayern auf Dauer nicht aus. Daher werden wir von seiner Familie noch einiges hören. Sie meldete sich immer dann zu Wort, wenn wieder die Königskrone neu zu vergeben war.

Seine Schwester Gerberga verheiratete Otto an den Herzog von Lothringen, die Schwester Hadwig heiratete den westfränkischen König, seinen Bruder Brun setzte er als Erzbischof

von Köln ein, seinen unehelichen Sohn Wilhelm als Erzbischof von Mainz, seinen Sohn Liudolf als Herzog von Schwaben. Damit waren mehrere Herzogtümer und zwei der drei wichtigen Erzbistümer in der Hand von Familienangehörigen. Sein älterer Bruder Thankar war bereits früh gestorben.

Allerdings garantierte Otto die Begünstigung seiner Familie nicht, dass er immer auf deren Unterstützung der Begünstigten rechnen konnte. In der ersten Zeit seiner Regierung sind mehrere Revolten gegen ihn bezeugt. Erst als im Jahr 955 durch die Schlacht auf dem Lechfeld die Ungarngefahr endgültig beseitigt werden konnte, wurde Ottos Herrschaft im Reich unumschränkt anerkannt. Die Beteiligung der Reichsbischöfe an der Verwaltung des Reichs hat man später als „*Ottonisches Reichskirchensystem*“ bezeichnet.

Ottos erste Frau Edgith war 946 gestorben und in Magdeburg begraben worden. In der Ungarnschlacht hatte Otto gelobt, in Magdeburg am Grab seiner Frau ein Erzbistum zu errichten. Bis Otto dieses Projekt in Angriff nehmen konnte, musste er warten, bis zwei der entschiedenen Gegner dieses Vorhabens starben. Unter anderem sein unehelicher Sohn Wilhelm, der Erzbischof von Mainz, weigerte sich, Gebiete seines Erzbistums abzutreten. 968 konnte dann mit der Zustimmung des Papstes das Erzbistum begründet werden.

Zu Ehren des Heiligen Mauritius bzw. Moritz wurde ein Dom errichtet. Bis vor kurzem nahm man an, dass sich der Vorgängerbau des heutigen Doms unter diesem befunden hat. Bei Grabungen kamen entsprechende Fundamentreste zum Vorschein. Die Pfalz müsste in unmittelbarer Nähe dazu gestanden haben. Daher vermutete man sie auf dem Domplatz. In den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts grub man auf dem Domplatz Fundamente eines großen Gebäudes aus. Man deutete diese Mauern damals als Ottos Königshalle.

Nach 1990 fanden nochmals Grabungen dort statt. Nun erkannte man, dass diese Mauern nur ein geistliches Gebäude darstellen konnten. Außerdem fand man ein Grab des 10. Jahrhunderts, das sich heute im Kulturhistorischen Museum in Magdeburg befindet. Vermutlich wurde hier ein besonders verdienter Anhänger des Kaisers an der Kirche begraben. Wenn auf dem Domplatz der frühere Dom gelegen hat, stellt sich die Frage, was sich dann unter dem heutigen gotischen Dom befindet. Man vermutet, dass es sich um die Reste der alten Moritz- bzw. Mauritiusklosterkirche handelt. Die Lage der Pfalz ist damit wieder offen. Im 13. Jahrhundert wurde der Dom nach einem Brand an der heutigen Stelle im Stil der Gotik neu errichtet (Abb. 3).

Dabei übernahm man die sogenannten Spolien aus dem Vorgängerbau. Dies sind antike Säulen, die den Anspruch Ottos als römischer Kaiser und damit als Nachfolger der antiken Kaiser symbolisieren sollen. Bereits Karl der Große hatte antike Stücke nach Aachen geholt und so seine Stellung untermauert. Otto ließ die antiken Säulen in die Mauern des Chores einfügen.

Auf dem Domplatz hat man die Umrisse des ergrabenen Kirchengebäudes mit großen Steinen auf dem Pflaster nachgebaut (Abb. 4).

Die Forschung hat aufgrund der nachgewiesenen hohen Zahl von 23 Aufenthalten Ottos in Magdeburg von Ansätzen zu einer festen Residenz gesprochen. Nachvollziehbar ist diese Annahme durch die Tatsache, dass sich zwei so bedeutende Kirchenbauten, also eine Klosterkirche und ein Dom, in unmittelbarer Nähe zueinander befunden haben.

Heinrich hat zumindest nicht nachweislich nach der Kaiserkrone gestrebt. Er hatte viel Mühe, sein Königtum innerhalb des ostfränkischen Reiches zu sichern. Sein Sohn Otto zog 951 das erste Mal nach Rom. Er griff hier in die Machtkämpfe um die langobardische Königskrone ein. Nach dem Tod des langobardischen Königs Lothar war seine Witwe Adelheid (Abb. 5) von ihrem Widersacher Berengar gefangen genommen worden, da dieser sich die Krone aneignen wollte. Otto befreite und heiratete Adelheid und sicherte sich damit auch Einfluss in Italien, den erst sein Sohn und sein Enkel weiter auszubauen versuchten.

Nach seiner Rückkehr hatte Otto mehrere Machtproben mit seinen innenpolitischen Gegnern zu bestehen. Unter anderem auch sein Sohn Liudolf lehnte sich gegen ihn auf. Als 955 die Ungarn erfolgreich geschlagen worden waren, konnte sich Otto allgemeiner Anerkennung im Reich sicher sein. 962 war es in Italien wieder zu Unruhen gekommen, in die Otto einzugreifen gedachte. Der Papst persönlich bat ihn um Hilfe, weil er seine Herrschaft im Kirchenstaat bedroht sah. Wie schon Karl der Große, so eilte auch Otto I. dem Papst zu Hilfe und erlangte dafür die Kaiserwürde. Diese blieb nun ununterbrochen beim ostfränkisch-deutschen Reich bis zur Auflösung des ersten Kaiserreichs 1806. Die Kaiserkrönung bildete für Otto I. den Höhepunkt seiner Macht. Adelheid brachte den Thronfolger Otto zur Welt, der als Otto II. die Nachfolge antrat.

Otto I. hatte durch seine Kaiserkrönung in Rom das karolingische Kaisertum im ostfränkischen Reich erneuert. Er war nun bestrebt, von dem oströmischen Kaiser als ebenbürtig angesehen zu werden. Dieser hielt an seinem universalen Herrschaftsanspruch fest, nach dem es nur einen rechtmäßigen Nachfolger der römischen Kaiser geben sollte, nämlich den Herrscher in Byzanz.

Für Otto I. gab es nur eine Möglichkeit, dieses „Zweikaiserproblem“ zu lösen, nämlich die Heiratspolitik. Für seinen Sohn Otto warb er folgerichtig um eine Prinzessin aus dem Haus des oströmischen Kaisers. Aber erst die dritte Gesandtschaft hatte Erfolg. Er erhielt zwar nicht die Tochter aber die Nichte des Kaisers für Otto zur Frau. Theophanu wurde mit Otto II. im Jahr 972 in Rom verheiratet. Die Heiratsurkunde der Theophanu, in der ihr die umfangreiche Ausstattung durch ihren Gemahl bestätigt wurde, gehört zu den schönsten und aufwändigsten Urkunden des Mittelalters. Die Urkunde ist fast eineinhalb Meter lang und 40 cm breit und mit Goldschrift auf purpurfarbenem Pergament beschrieben worden. Sie befindet sich heute im Staatsarchiv in Wolfenbüttel.

Als Theophanu nach Deutschland kam, war sie erst 14 Jahre alt. Sie machte sich sehr schnell mit den für sie fremden abendländischen Sitten vertraut. Auch die Sprache war ihr anfangs fremd. Wie es im Mittelalter üblich war, begleitete



Abb. 5: Kaiserin Adelheid, Stifterfigur im Dom zu Meissen

sie ihren Mann auf dem Weg durch das Reich. Es gab keine Hauptstadt, von wo man aus regieren konnte. Der Herrscher musste am jeweiligen Ort präsent sein, um seine Herrschaft auch durchzusetzen zu können.

Die Großen des Reiches, die vom König ihre Ämter und ihr Land zu Lehen bekommen hatten, waren durch ihren Lehnseid an den Herrscher gebunden. Diesen Eid hatten sie aber nicht auf eine Verfassung, sondern auf die Person des Königs abgelegt. Nun hing die Durchsetzung der königlichen Ansprüche auf Gefolgschaft von der Persönlichkeit des Herrschers ab. Otto I. galt bereits seinen Zeitgenossen als Otto der Große. So musste nach seinem Tod sein gleichnamiger Sohn ein schweres Erbe antreten. Otto I. wurde in seiner Gründung, dem Magdeburger Dom, neben dem Grab seiner ersten Frau Edgith beigesetzt.

Otto II. hatte nur eine kurze Regierungszeit vor sich, auch hat man in ihm schon bald den glücklosen Sohn eines überragenden Vaters gesehen. Er war bereits 967 zum Mitkaiser gekrönt worden. Schon bei seinem Regierungsantritt erhob der bayerische Herzog Heinrich der Zänker, Sohn des bei der vorigen Erbfolge übergangenen Heinrich, dem Bruder Ottos I., Einspruch. Otto II. setzte Heinrich als Herzog ab, aber er konnte den Widerstand nicht brechen. Sogar der westfränkische König versuchte, in Aachen ein Attentat auf das Königspaar zu verüben, um sich wieder in den Besitz von Lothringen zu bringen, das nun zum ostfränkischen Reich gehörte.

Otto II. hielt sich häufig in Italien auf. Seit der Hochzeit Ottos I. mit Adelheid gehörte Norditalien in Personalunion zum Reich. Doch Otto II. träumte von der Erneuerung des römischen Reiches, zu dem auch Süditalien gehört hatte. Seine Kriege hatten aber keinen Erfolg und er konnte den Süden nicht der Herrschaft der Byzantiner entreißen.

Otto II. wollte das Werk seines Vaters vollenden, konnte aber vor allem nicht erfolgreich sein, weil er schon mit 28 Jahren im Jahr 983 in Rom starb. Er wurde im Vatikan begraben. Im gleichen Jahr brach ein Aufstand der slawischen Stämme los, der die Missionsarbeit während der Herrschaft Ottos des Großen östlich der Elbe für lange Zeit zunichte machte. Durch seinen frühen Tod hatte er keine Gelegenheit, neue Konzepte für seine Regierung zu entwickeln. Dafür schrieb seine Witwe Theophanu umso mehr Reichsgeschichte und zeigte, dass man sich im Mittelalter durchaus auch als Frau in einer Männerwelt bewähren konnte.

Als sein Vater Otto II. starb, war der Thronfolger Otto III. gerade mal drei Jahre alt. Noch in die Krönungsfeierlichkeiten in Aachen platzte die Nachricht vom Tod des Vaters in Italien. Sofort erhob Heinrich der Zänker als nächster männlicher Verwandter Anspruch auf den Thron. Er forderte die Vormundschaft für den jungen König mit dem Hintergedanken, die Herrschaft an sich zu reißen. Doch er hatte die Rechnung ohne die Frauen des Reiches gemacht. Theophanu und die Kaiserwitwe Adelheid konnten erreichen, dass Heinrich der Zänker den Thronfolger herausgeben musste. Fortan übernahmen Theophanu und Adelheid die Regierung. Diese Zeit war geprägt von Auseinandersetzungen zwischen den beiden höchsten Frauen des Reiches. Adelheid war schließlich nach Italien gegangen, wo sie umfangreiche Besitzungen aus ihrem Witwengut hatte.

Theophanu führte sieben Jahre allein die Regierung für ihren Sohn. Dabei war sie auf die Mithilfe und das Wohlwollen der Großen des Reiches angewiesen. Besonders unter den Bischöfen fand sie Unterstützung. Bernward von Hildesheim gilt als maßgeblicher Erzieher Ottos III. Bis Otto III. für volljährig erklärt werden konnte, ging viel Einfluss und königlicher Besitz an die Großen des Reiches verloren, so dass naturgemäß seine königliche Position im Reich geschwächt war.

Theophanu starb, bevor ihr Sohn selbstständig regieren konnte. Sie fand ihr Grab in dem von ihr bevorzugten Kloster St. Pantaleon in Köln. Sie blieb allerdings zu Lebzeiten immer nur die Griechin und wurde als Ausländerin betrachtet. Die Nachwelt erinnert sich heute mehr an Adelheid, die als Großmutter Ottos III. nun die Regentschaft übernahm. Adelheid war zu diesem Zeitpunkt bereits 60 Jahre alt. Für damalige Zeiten war dies schon ein hohes Alter. Adelheid hatte durch ihre Heirat mit Otto dem Großen die Verbindung des ostfränkischen Reiches mit Italien hergestellt. Im ostfränkischen Reich hatte sie umfangreiche Rechte inne, außerdem war ihre Tochter aus erster Ehe mit dem westfränkischen König verheiratet. Daher wurde sie von den Zeitgenossen als „mater regnorum – Mutter der Königreiche“ bezeichnet.

Sie starb 999. Zeitlebens hatte sie viele geistliche Stiftungen mit ihrem Witwengut gefördert. Daher war man seitens der Kirche bestrebt, sie heilig zu sprechen. Voraussetzung für die Heiligsprechung war das Verfassen einer sogenannten Vita, in der ihr Leben beschrieben wird. Da sie als Königin kein Martyrium im üblichen Sinne erlitten hatte, bezog sich der Schreiber der Vita auf ihr Verhältnis zu ihrer Schwiegertochter Theophanu. Diese hatte die Wahrung der königlichen Rechte und Besitzungen für ihren Sohn im Sinn. Deshalb kritisierte sie, dass Adelheid das Reichsgut, das ihr zur Verfügung gestellt wurde, dem Reich entzog, indem sie es der Kirche schenkte. Theophanu soll gesagt haben, Adelheid solle nicht mehr Besitz behalten als sie mit der Spanne einer Hand umfassen könne, wenn sie, Theophanu, noch ein Jahr leben würde. Doch mit Genugtuung konnte der Schreiber vermelden, dass Theophanu diese Jahresfrist durch ihren frühen Tod nicht mehr erlebte.

Während seiner kurzen selbstständigen Herrschaft versuchte Otto III. seine Idee, dem byzantinischen Königtum ein ebenbürtiges abendländisches Königtum entgegenzusetzen, zu verwirklichen. Auf dem Palatin in Rom baute er sich einen Palast und von seinem selbsternannten Papst ließ er sich zum Kaiser krönen. Otto III. wollte seine Politik stärker nach Italien verlagern. Doch die zu erwartende Benachteiligung der sächsischen Kernlande ließ Kritik an seiner Herrschaft aufkommen und in Rom stieß Otto III. ebenfalls auf Widerstände.

Vorbild für seine Herrschaft war Karl der Große, der ein umfassendes Reich schuf. Eventuell plante er, Karl den Großen heilig sprechen zu lassen. Er ließ dessen Grab in Aachen öffnen. Vielen Zeitgenossen erschien diese Tat als Frevel, der auch Ottos frühen Tod verschuldete. Er wurde seinem Wunsch gemäß in Aachen in der Nähe Karls des Großen beigesetzt. Gemeinsam mit dem Papst hatte der Kaiser versucht, ein neues römisches Reich zu schaffen, doch bald nach seinem Tod brach in Rom ein Aufstand los, der seine Bemühungen zunichte machte.

Otto III. starb kinderlos. Sofort meldete die bayerische Linie der Ottonen ihren Erbanspruch an. Jetzt war es Heinrich, der Sohn Heinrich des Zänkers, der in der Königsherrschaft nachfolgen wollte. Heinrich konnte sich schließlich auch durchsetzen. Doch er führte nicht die Politik der „renovatio imperii romanorum“ fort, also nicht die Wiedererrichtung des römischen Reiches, sondern er setzte auf die „renovatio regni francorum“, also die Wiedererrichtung der Herrschaft im Frankenreich. Die Italienpolitik hatte besonders in Sachsen viele Gegner. Selbst in der anfangs schon erwähnten Sachsengeschichte des Widukind von Corvey lässt sich eine ablehnende Haltung bei der Berichterstattung über die Italienpolitik der Kaiser nachweisen.

Der neue König Heinrich II. hatte nach dem Tod seines Vaters, Heinrich des Zänkers, die Nachfolge im Herzogtum Bayern angetreten. Eigentlich war er für den geistlichen Stand vorgesehen gewesen, daher hatte er eine umfassende Bildung im kirchlichen Bereich. In seiner Amtsführung orientierte er sich nicht an seinem direkten Vorgänger, sondern an Otto dem Großen. Otto hatte Magdeburg bevorzugt und

dort gegen alle Widerstände ein Erzbistum errichtet. Heinrich II. gründete das Bistum Bamberg, wobei er ähnliche Schwierigkeiten zu überwinden hatte, da das Gebiet bereits zu anderen Bistümern gehörte.

Obwohl auch Heinrich dem Reisekönigtum verpflichtet war, ist bei ihm eine besondere Vorliebe für seine Heimat Bayern und besonders für Bamberg zu erkennen. Ähnlich wie Otto der Große bezog auch Heinrich II. die Großen des Reiches in die Herrschaft mit ein. Doch Heinrich legte besonderen Wert auf die Heranziehung der Bischöfe. Diese mussten ihn verstärkt auch aufnehmen bei seinen Reisen innerhalb des Reiches. Um sich die Ergebenheit der Bischöfe zu sichern, griff Heinrich II. auch verstärkt in die Wahl der Bischöfe ein. Dabei kam ihm seine geistliche Erziehung sicher zugute. Das Bistum Merseburg, das von Otto dem Großen aufgehoben worden war, begründete er wieder neu. Erster Bischof in Merseburg wurde Thietmar, ein Grafensohn aus dem sächsischen Walbeck. Er verfasste eine Chronik, die uns als Hauptquelle für die Zeit Heinrichs II. heute zur Verfügung steht.

Trotz seiner Förderung von Kirchen und Klöstern gilt Heinrich II. als Pragmatiker auf dem Thron. Er verstand

es, trotz mancher Widerstände seine Herrschaft im Reich durchzusetzen. Er war zur Krone gelangt, weil sein Vorgänger ohne Nachkommen gestorben war. Ihn sollte das gleiche Schicksal treffen. Seine Frau Kunigunde und er wussten schon früh, dass sie ohne Nachkommen bleiben würden. Deshalb setzten sie die Kirche zu ihrem Erben ein. Sie vermachten dem Bistum Bamberg ihren gesamten Besitz und ließen sich dort auch bestatten.

Heinrich II. und Kunigunde sind an der Pforte zum Bamberger Dom verewigt worden (Abb. 6). Sicher rührt die Kinderlosigkeit daher, dass Heinrich sich in schlechter gesundheitlicher Verfassung befand. Doch auf Grund ihrer engen Beziehung zu Bamberg begann man dort mit der Einleitung eines Verfahrens zur Heiligsprechung. Die hierzu erforderliche Vita begründete die Heiligkeit von Heinrich und Kunigunde damit, dass die beiden eine sogenannte Josefs-ehe führten, d. h. dass ihre Beziehung zueinander rein freundschaftlicher Natur war und sie deshalb bewusst die daraus resultierende Kinderlosigkeit in Kauf nahmen. Tatsächlich wurden beide 1146 heilig gesprochen und sind somit das einzige Kaiserpaar, das jemals heilig gesprochen wurde.

Heinrich II. hatte zwar gute Beziehungen zu seiner bayerischen Heimat, doch als König und Kaiser besuchte er auch häufig Sachsen. Hier verlegte er die Pfalzfunktion von der Pfalz Werla in das aufblühende Goslar und hielt erstmals 1017 einen Hoftag dort ab (Abb. 7). Nach Heinrich II. Tod gelangte die Dynastie der Salier auf den Thron des deutschen Reiches. Ihr erster Vertreter war König Konrad II. Zwar sind in der salischen Regierungszeit noch viele Herrscherbesuche in Sachsen nachgewiesen, besonders in Goslar, doch hatte diese Familie, die entfernt mit den Ottonen verwandt war, ihre Stammgüter weiter im Süden des Reiches. So kann man sagen, dass hauptsächlich unter den Ottonen die Königslandschaft um den Harz eine überragende Rolle in der Herrschaftsausübung gespielt hat.



Abb. 7: Kaiserpfalz Goslar

Als „Ottionen“ wurde die Familie, die auf den Spitzenahn Liudolf zurückgeht, erst von späteren Generationen bezeichnet. Man orientierte sich dabei vor allem an der gemeinsamen Abstammung, als man den Königen und Kaisern diesen Sammelbegriff überstülpte. Der vorliegende Beitrag sollte dagegen aber deutlich machen, dass wir es bei den „Ottionen“ mit einzelnen Herrscherpersönlichkeiten zu tun haben, die in ihren Zielsetzungen und politischen Konzepten durchaus verschieden waren. Dabei spielen sowohl ihre Persönlichkeit als auch die Umstände und politischen Gegebenheiten eine Rolle, die ihrer jeweiligen Regierungszeit ihr Gepräge gegeben haben.

Quellen und Literatur:

- Thietmar von Merseburg: Chronik.*
- Widukind von Corvey: Res gestae Saxonicae – Die Sachsengeschichte.*
- Brandt, Michael; Eggebrecht, Arne (Hrsg.): Bernward von Hildesheim und das Zeitalter der Ottonen, 2 Bände, Hildesheim 1993.*
- Jarck, Horst-Rüdiger; Schild, Gerhard (Hrsg.): Braunschweigische Landesgeschichte. Jahrtausendrückblick einer Region, Braunschweig 2000.*
- Kirmeier, Josef u.a. (Hrsg.): Kaiser Heinrich II. 1002-1024, Stuttgart 2002.*
- Puhle, Matthias (Hrsg.): Otto der Große – Magdeburg und Europa, 2 Bände, Mainz 2001.*
- Schulze, Hans K.: Kaiserin Theophanu 972-991. Eine junge Frau zwischen Orient und Okzident, Magdeburg 2001.*
- Wieczorek, Alfried; Hinz, Hans-Martin (Hrsg.): Europas Mitte um 1000, 3 Bände, Stuttgart 2000.*



Abb. 6: Heinrich II. und Kunigunde, Stifterfiguren am Bamberger Dom

Kaiser Lothar – Pfaffenkönig oder Friedensfürst?

Text und Foto von Ann-Kathrin Borchers

Am 23. August 1106 starb Herzog Magnus von Sachsen aus dem Geschlecht der Billunger; der keine Erben hinterließ. Daher musste König Heinrich V. einen neuen Herzog einsetzen. Zur Überraschung aller wurde Lothar als Herzog von Sachsen bestimmt. Er stammte aus dem bis dato unbekannten Sippingenburg. Sein Vater war im Kampf gegen die Salier gefallen. Heinrich V. hielt Lothar für den geeigneten Mann, weil Heinrich V. die Absicht hatte, ein neues Programm der Reichsführung durchzusetzen. Heinrich V. wollte mit den Herzögen und Stammesfürsten enger zusammenarbeiten. Für diese Aufgabe brauchte er besonders in Sachsen einen neuen Mann, da dieser Landesteil der salischen Reichsidee immer widerstanden hatte. Lothar war von edeler Herkunft, ehrgeizig, unerfahren in der Reichspolitik und deshalb beeinflussbar und ungefährlich wegen zu geringer Hausmacht.

Lothar war von Haus aus nicht besonders begütert. Allerdings hatte er durch seine Heirat mit Richenza von Nottheim seine Besitz- und Herrschaftsrechte bedeutend vermehren können. Außerdem konnte er durch drei glückliche Erbschaften seine Herrschaftsstellung in Sachsen erweitern. Sein Herrschaftsschwerpunkt lag im Bereich Helmstedt-Königs-Lutter, Halberstadt und Braunschweig.

Er regierte von der oberen Unstrut mit Homburg über das Weser- und Leinetal und das nördliche Harzvorland bis nach Brodowick. Nach seiner Ernennung zum Herzog konnte Lothar seine politische Führungsrolle zugunsten seiner Territorialpolitik noch weiter festigen. In den folgenden Jahren baute er seine herzogliche Stellung über seine billungischen Vorgänger hinaus aus. Unter keinem anderen wie unter Lothar war das Herzogtum Sachsen jemals so mächtig. Er bot sogar Kaiser Heinrich V. die Stirn.

Um 1110 bildete Lothar mit den Erzbischöfen von Köln und Mainz eine den Norden des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation beherrschende Koalition gegen Heinrich V., die den Sachsen nach dessen Tode auf den Königsthron erheben sollte. Hier entstanden die ersten engeren Kontakte mit der Kirche.

1112 trat er einer sächsischen Verschwörung gegen den Kaiser bei. Als der Aufstand zusammenbrach, zeigte er Reue

und unterwarf sich dem Kaiser. Aber eine bis dahin unbekannte Steuer brachte den sächsischen Hochadel 1114 erneut in eine Opposition gegen den Kaiser. Der Anführer war jetzt Lothar, er schlug das kaiserliche Heer am 11. Februar 1115 bei Hettstedt, so dass die Herrschaft Heinrichs V. über weite Teile Sachsens beendet wurde.

Am 23.05.1125 verstarb der 44-jährige Kaiser Heinrich V. in Utrecht. Er hinterließ keine Kinder. Erst drei Monate später am 30. August 1125 wurde sein Nachfolger, bestimmt: Lothar von Sippingenburg. Er wurde am 13. September 1125 in Aachen zum König gekrönt.

Lothar III. – Der Pfaffenkönig ?

Nach der Meinung vieler bedeutender Historiker siegte Lothar bei der Wahl von 1125 zum König, weil sich die Kirche für ihn eingesetzt hatte, vor allem in der Person von Adalbert von Mainz. Es begann das Bild eines Pfaffenkönigs zu entstehen. Heinrich V. hatte versucht, die Macht der Kirche einzuschränken. Kaiser Lothar dagegen verteidigte die Kirche, nicht zuletzt um seine eigenen Interessen durchzusetzen. Die Kirche setzte neue Hoffnung in Lothar. Der maßgebliche Einfluss Erzbischof Adalberts I. von Mainz und der geistlichen Fürsten brachte Lothar die Bezeichnung „Pfaffenkönig“ ein. Die Szene in Lüttich, in der König Lothar das Pferd des Papstes führte, wurde später falsch ausgelegt. Er leistete dem Papst Stratordienste. Das war im Mittelalter ein Zeichen dafür, dass man demjenigen, der auf dem Pferd sitzt, demütig ergeben ist und sich diesem unterordnet. Nach dem im Februar 1130 entstanden Schisma zwischen Innozenz II. und Anaklet II. musste Lothar sich für einen der beiden entscheiden.

Unter dem Einfluss von Bernhard von Clairvaux entschied sich Lothar für Innozenz II., es genügte ihm das Versprechen der Kaiserkrönung als Gegenleistung für die Rückführung des Papstes nach Rom, nachdem er zunächst auch die Rückgabe des Investiturrecht gefordert hatte.

Innozenz II. erteilte Lothar die Investitur, aber nur mit dem Ring. Das war ein großer Erfolg, weil so das Wormser Kon-



kordat aufgehoben wurde, was die Vergabe von Reichsbistümern und Abteien auf die Vergabe des weltlichen Amtsbesitzes an die Priester eingeschränkt hatte.

Es wird über Lothar gesagt, dass er dreimal am Tag die Messe besuchte. Ein weiteres Argument für seine Gläubigkeit und dafür, dass er ein Pfaffenkönig war. Es war seine vornehmste Aufgabe, der Kirche zu dienen.

Während seiner Regierungszeit gründete und erbaute Kaiser Lothar unzählige Klöster und Kirchen. Das wohl wichtigste ist das Benediktinerkloster in Königslutter mit dem Kaiserdom. Er gründete auch St. Lorenz in Schöningen. Die Gründung geistlicher Zentren gehörte im Mittelalter zwar zum Herrschaftssystem, aber Lothars Gründungen im sächsischen Raum sind so bedeutend, dass er damit auch die Macht der Kirche zum Ausdruck bringen wollte. Dies ist daher ein Argument für den Pfaffenkönig. Sicherlich wollte er sich und seiner geplanten Dynastie aber mit dem Kaiserdom als Begräbnisstätte auch ein die Zeiten überdauerndes Denkmal schaffen. Auch auf dem zweiten Italienfeldzug setzte er sich für den Papst Innozenz II. ein. Dieser wurde erneut von dem Gegenpapst Anaklet II. aus Rom vertrieben. Lothar eroberte die Städte zurück, die unter dem Einfluss des Gegenpapstes standen und schaffte es, dass Innozenz II. wieder auf seinen Papststuhl zurückkam. Hier erkennt man ganz deutlich, dass Lothar dem Papst sehr nahe stand, denn er trat die weite Reise nach Italien an und opferte auch noch seine Ritter im Kampf. Er selber sah seine Heimat nie wieder, weil er auf dem Rückweg starb.

Lothar III. – Der Friedensfürst ?

Kaiser Lothar kam an die Macht, um die Politik der Salier zu beenden. Durch seine Erbschaften als Herzog bekam er viele Gebiete, und zwar ganz ohne Krieg. Er erweiterte sein Herrschaftsbereich, ohne sein Heer gegen andere Herrscher einzusetzen. Sein erster Feldzug gegen Friedrich von Schwaben war fehlgeschlagen. Er musste der Staufischen Burgesatzung weichen. Es war ein militärischer Misserfolg. Aber das sollte sich ändern.

Der Kampf mit Friedrich und Konrad war ein langer Kampf von zehn Jahren. An dieser Auseinandersetzung wird deutlich, dass Lothar nicht so einfach aufgab. Er kämpfte um die Anerkennung seines Reiches, auch bei seinen Gegnern. Am Ende war es Lothar, der den Kampf gewann.

Ich halte das für ein Argument für seinen Kampfeswillen und seine Durchsetzungsfähigkeit. Diesen Kampf führte er alleine ohne die Unterstützung der Kirche. Es ist ganz klar ein Argument für den Friedensfürst. Die Einheit des Reiches zwischen Norden und Süden war erstmals seit spätsalischer Zeit wieder gewährleistet.

Lothar verweigerte die freie Abtwahl. Dadurch war seine kirchenherrliche Stellung in Königslutter und Homburg stärker ausgeprägt. Wenn er jemand gewesen wäre, der nur der Kirche zugetan war, dann hätte er sie selber entscheiden lassen, wer deren Abt wird, aber er wollte Mitbestimmungsrecht. Das ist ein Argument gegen den Pfaffenkönig. Es ist ein Argument für den Friedensfürst, weil Lothar Frieden in seinem Reich bewahren wollte, in dem er den Abt einsetzte. So wollte er militärische Auseinandersetzungen vermeiden. Den Befehl des Königs wagte keiner anzuzweifeln und so gab es keine Auseinandersetzungen über den nächsten Abt.

Lothar sicherte die Nord- und West-Grenzen Sachsens mit Kreuzzügen gegen die Slawen. Schutz des Landfriedens, Burgenbau, Städteförderung, Unterstützung gregorianisch orientierter Reformklöster und Bischöfe sowie Einflussnahme auf die Besetzung sächsischer Bischofsstühle kennzeichneten Lothars energische Politik in Sachsen.

Nachdem Lothar zum Kaiser gekrönt wurde, wurde noch einmal über das Investiturstreitproblem verhandelt. Er forderte die Vollinvestitur mit Ring und Stab. Am 8. Juli schlossen Papst und Kaiser das Römische Konkordat. Kein Bischof sollte jetzt die Regalien verwalten dürfen, bevor er sie vom König erbeten hatte. Für die weltlichen Herrschaftsrechte hatte der Gewählte dem Kaiser Treueid zu leisten wie es auch schon das Wormser Konkordat vorsah. Mit dem römischen Konkordat hatte das Königtum die Vollinvestitur nicht zurück gewonnen. Aber es bestätigte, dass die weltliche Macht der Reichskirche vom König abzuleiten war. Der Bischof war Lehensträger der Krone geworden. Dieses ist ein Argument gegen den Pfaffenkönig.

Innozenz II. erteilte Lothar nur die Investitur mit dem geistlichen Symbol des Ringes, das Lothar an seinen Schwiegersohn Heinrich den Stolzen weiter gab, der dafür dem Papst den Lehnseid leistete. So musste Lothar sich nicht vor dem Papst verantworten, sondern sein Schwiegersohn, das war taktisch klug von Lothar. Dieser war nicht bereit, die päpstliche Oberherrschaft anzuerkennen. Das ist ein Argument gegen den Pfaffenkönig, weil er seinem Ziel zwar ein Stück näher kam, sich dem Papst jedoch nicht unterordnete.

Lothar hatte die ganze Zeit während seiner Herrschaft die Vision eines Welfischen Königtums. Aber das gelang nicht, weil der nachfolgende König nicht Heinrich der Stolze war, dem Lothar vor seinem Tod das Herzogtum Sachsen und die Reichsinsignien übertragen hatte, wie es bei der Königswahl abgesprochen wurde, sondern Konrad II. Die Zeit der Staufer begann. Kaiser Lothar hatte ein großes Imperium geschaffen, nur wurde es leider nicht durch seine Erben fortgesetzt.

Literaturverzeichnis

- Beumann, Helmut Herg; *Kaisergeschichte des Mittelalters*, München 1984
- Fleckenstein, Josef; *Über Lothar von Süpplingenburg, seine Gründung Königslutter und ihre Verbindung zu den Welfen*, Helmstedt 1980
- Hampe, Karl; *Deutsche Kaisergeschichte in der Zeit der Salier und Staufer*; Heidelberg 1963
- Königslutter und Oberitalien. *Kunst des 12. Jahrhunderts in Sachsen*. Hrsg. Martin Gosebruch und Hans-Henning Grote, Braunschweig 1982
- Hildebrand, Ruth; *Herzog Lothar von Sachsen*; Hildesheim 1986
- Kruggel, Otto; *Lothar von Süpplingenburg. Eine Gedenkschrift zum 850. Jahrestag seiner Kaiserkrönung*; Helmstedt 1993
- Krumbholz, Hans; *Kaiser Lothar III. Auf den Spuren eines deutschen Kaisers Ein Reiseführer*, Hannover 1993
- Röhr, Heinz; *Geschichte der Stadt Königslutter am Elm*, Braunschweig 1981
- Röhr, Heinz; *Stift und Stadt Königslutter in zeitgenössischen Darstellungen*, Königslutter 1984
- Schneider, Reinhold; *Kaiser Lothars Krone. Leben und Herrschaft Lothars von Supplinburg*; Zürich 1986
- Speer, Lothar; *Kaiser Lothar III. und Erzbischof Adalbert I. von Mainz. Eine Untersuchung zur Geschichte des deutschen Reiches im frühen zwölften Jahrhundert*; Köln / Wien 1983

Auf der Spur der grünen Krokodile



Die Jerusalemkirche in Rüper

In diesen Tagen sitzen wie vor hundert Jahren Menschen aus der Jerusalemkirchengemeinde in Rüper zusammen und bangen, ob auch alles gut geht bis zum 07.07.2007. An diesem Tag vor hundert Jahren wurde die Kirche eingeweiht und der Kirchenmaler Sievers drängte im März darauf, endlich mit der Ausmalung der Kirche beginnen zu können. Nun soll sie zu ihrem Geburtstag restauriert werden. Seit dem letzten Jahr werden Spenden gesammelt, genug um jetzt erst einmal beginnen zu können. Die Kirche ist ein spektakulärer Bau in unsymmetrischer Kreuzform mit seitlich stehendem Turm. Sie entstand zu Beginn des vorigen Jahrhunderts am Südhang des Rüper Berges. Ihre Entstehungsgeschichte ist so außergewöhnlich wie ihre Architektur.

Die Pfarre Rüper war in den früheren Jahrhunderten nicht so sehr gefragt. Wir leben hier auf wenigen Bodenpunkten und unsere Altvorderen wohl auf noch wenigeren. Das Kirchenland war somit nicht sehr ertragreich, weshalb die Pasto-

renstelle seit der Reformation oft vakant war. Mit Erich Bock, dem Pastor, der 1895 nach Rüper kam, sollte alles anders werden.

Der damals 28-jährige hatte den Mut, einiges zu verändern. Die alte Kirche ist baufällig und er plant sowohl Um- als auch einen Erweiterungsbau und gründet einen Kirchbaufond.

1898 macht er für rüpersche Verhältnisse eine halbe Weltreise nach Jerusalem zur Einweihung der Erlöserkirche, der dortigen ersten evangelischen Kirche im Heiligen Land. Von Rüper geht es mit Pferd und Wagen nach Peine zur Eisenbahn. In Hannover trifft er mit seinem Schwager zusammen, der ihn begleiten will. Der D-Zug bringt die beiden nach Genua, wo man auf dem Dampfer „Asia“ mit der Reisegesellschaft aus ganz Preußen zusammentrifft. Bis Athen geht es nonstop, und hier wird „ausgepackt“ was man in der Schule gelernt hat. Die Antike lässt Pastor Bock im Hotel Grand Bretagne kaum schlafen. Die nächste Station ist Konstantinopel. Nach ein paar Tagen schiffte man sich gen Beirut ein. Dort verlässt Pastor Bock mit einem Teil der Reisegesellschaft das Schiff, um den Rest der Tour mit der Bagdadbahn und auf dem Pferderücken fortzusetzen. Nach Tagen der Entbehrungen kommen sie in Jerusalem an und erleben die Einweihung der Erlöserkirche in Anwesenheit ihres Kaisers. Zurück geht es mit der „Asia“ – diesmal über Ägypten und Italien. Er bringt bewegende Eindrücke mit, die er in seinem Reisebericht festhält.

Den Kirchbau treibt er jetzt ehrgeizig voran. Im Jahre 1900 beschließt der Kirchenvorstand in Anwesenheit des Landrates den Neubau einer Kirche. In der ersten Begeisterung will man unentgeltlich Land am Sandabfuhrplatz der Gemeinde zur Verfügung stellen. Wie in einem kleinen Dorf üblich, sprechen sich Dinge schnell herum, und Pastor Bock ahnt, was sich da zusammenbraut. Ein Bote wird mit der Einladung zu einer Sitzung der Sandabfuhrinteressenten herumgeschickt. Das gegebene Versprechen soll schriftlich eingelöst werden. Jeder muss die Einladung lesen und unterschreiben. Wenige haben Tinte und Feder zur Hand. Die meisten unterschreiben mit Bleistift. Und wie das so ist, beim Wort genommen fallen etliche um. Pastor Bock notiert: „Die Kirche soll Friedenskirche heißen, weil aus Streit geboren.“ Der Landrat bietet seine Vermittlung an. Der Platz wird gekauft. Wenig

später sterben kurz nacheinander die Eheleute Klages, die neben der Schule, gegenüber dem Pfarrhaus wohnten. Nun wird noch einmal umdisponiert – der Hügel hinter dem klagesschen Haus wäre der ideale Bauplatz. So werden die Grundstücke getauscht. Geld fehlt heute wie damals. Pastor Bock beantragt beim zuständigen Regierungspräsidenten Haussammlungen in drei Regierungsbezirken. Eine professionelle Firma in Kassel wird damit beauftragt, die Kollektanten ausschickt. Es kommen 33.000 Mark zusammen, von denen ein Drittel als Unkosten abgezogen werden muss. Der Kostenvoranschlag beläuft sich auf 29.000 Mark. Ein weiterer Teil kommt durch Stiftungen dazu, so dass auch eine Orgel und eine große Glocke eingeplant werden können.

Als Architekt steht der Konsistorialbaumeister Prof. Karl Mohrmann zu Verfügung. Aus der Korrespondenz zwischen dem Pastor und Prof. Mohrmann und seinem Baubüro ersieht man viel von dem Überschwang der Gefühle bei der ersten Planung. Eigentlich sollte der Bau in Bruchsteinen aufgemauert werden, die sich bald als zu teuer erwiesen. Rote Klinker wurden benutzt und zwar in dem alten Klosterformat.

Prof. Mohrmann charakterisiert seinen Entwurf so: „Der Bau soll der Örtlichkeit entsprechend eine gruppierte Anlage mit seitlicher Turmstellung bilden. Die Formgebung soll sich der romanischen Stilperiode des beginnenden 13ten Jahrhunderts anschließen.“ Dieser Periode entsprechend baute man auch in Jerusalem die neue Erlöserkirche im Gedenken an die alte Johannerkirche, auf deren Grundmauern sie steht. Da tauchen die ersten Ähnlichkeiten zu Rüper auf. Professor Mohrmann reiste kreuz und quer durch Europa und sammelte architektonische „Leckerbissen“ der von ihm als germanische Frühkunst bezeichneten Stilrichtung. Er empfindet sie als gleichberechtigt neben der romanischen und byzantinischen Kunst, da sie beide von der germanischen beeinflusst wurden.

Detailverliebt zeichnet er Elemente von Bauwerken, meist Kirchen maßstabsgenau ab. Er hält eine Fotografie für eine schlechtere Dokumentation. Ein Werk über germanische Frühkunst mit 120 Tafeln entsteht. Von Norwegen bis Italien, von Irland bis Österreich hat der Konsistorialbaumeister Ideen zusammengetragen, die wir in der Jerusalemkirche in Rüper wieder finden. Er schreibt: „Ein völliges Neuschaffen gibt es nun einmal nicht, wir stützen uns mit allem Willen auf die Errungenschaften und Erfahrungen früherer Zeiten“. Und weiter: „Der Zug der Zeit neigt dazu, die überfeinerten Kunstleistungen der letzten Jahrhunderte fallen zu lassen, auf schlichte ursprüngliche Vorwürfe zurückzugehen und aus diesen heraus neues Leben erblühen zu lassen. Wohlan denn, verfolgen wir den Werdegang der Kunst mit ihren Flechtwerken und Bandverschlingungen unerschöpflichen Reichtums, ihren phan-

„Wohlan denn, verfolgen wir den Werdegang der Kunst mit ihren Flechtwerken und Bandverschlingungen unerschöpflichen Reichtums, ihren phantastischen Tiergestalten in graphischer Linienführung und ihrem Laubwerk in strengen wunderbar stilisierten und schließlich der Natur als der nie versagenden Lehrmeisterin abgelauchten Bildungen. Beobachten wir, lernen wir und schaffen wir dann aus den jeweiligen Forderungen hinaus unsere Formen.“

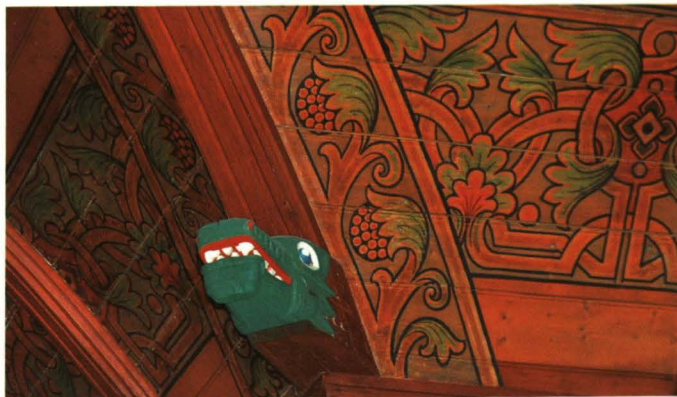


Abb. oben:

Fabeltier als Abschluss der Vierung des Tonnengewölbes

Abb. mitte:

Fabeltier in der Kirche in Borgund

Abb. unten:

Kirche zu Sal (Jütland), Frieze der Altarplatte

tastischen Tiergestalten in graphischer Linienführung und ihrem Laubwerk in strengen wunderbar stilisierten und schließlich der Natur als der nie versagenden Lehrmeisterin abgelauchten Bildungen. Beobachten wir, lernen wir und schaffen wir dann aus den jeweiligen Forderungen hinaus unsere Formen.“ Diese Formen finden wir in den geschnitzten Bandverschlingungen an den Kirchenbänken sowie als Bemalung an den Emporen in Rüper wieder. Fensterrosetten und Kanzelverzierungen zeugen davon. Die schon restaurierte Holzdecke des Kirchenschiffs zeigt dieses stilisierte Laubwerk und an den vier Ecken die geheimnisvollen Krokodilköpfe. Diese sagenhaften Gestalten lassen den Betrachter nicht ruhen, ihren Ursprung zu ergründen.

Prof. Mohrmann hatte das Glück in seinem Amt mehrere Kirchen bauen zu können. Den unbegrenzten Ideenreichtum dazu schöpfte er aus seinen Reisen und den dabei dokumentierten Teilen von Bauwerken. Die Jerusalemkirche in Rüper hat das neoromanische mediterrane äußere Erscheinungsbild und ist im Innenraum mit nordischem Gepräge ausgemalt. Altar, Kanzel und Taufbecken entsprechen wieder mehr dem äußeren Stil. In seinen Zeichnungen findet sich ein Türriegel aus der Stabkirche in Borgund in Norwegen in Form eines Krokodilkopfes, wie er in Rüper vierfach in die Gemeinde blickt. Die Viel-

zahl der Türbeschläge aus Norwegen stand Pate für den der Jerusalemkirche in Rüper! Es fügt sich alles wunderbar zusammen, das Äußere und das Innere der Kirche. Der Anfang für eine umfassende Restaurierung ist gemacht. Nun muss die Malerei im Kirchenschiff, die ab 1959 überstrichen wurde, wieder hervorgeholt werden. Dem großen Kronleuchter ging es wie den Wänden, auch er ist heute trist weiß. Die Bänke auf den Emporen sollen abgebeizt werden. Zum Glück befolgte man den Rat des Professors, die Bänke mit Schnitzerei zu versehen, da sie, wie er voraussah, später einmal angestrichen werden könnten und Schnitzerei für immer ist (wie er schrieb). Die elektrischen Anlagen müssen zu Beginn erneuert werden, und zwei der großen Rosettenfenster drohen auseinander zu brechen.

Das originale Erscheinungsbild ist somit in Sichtweite!

Spendenkonto:

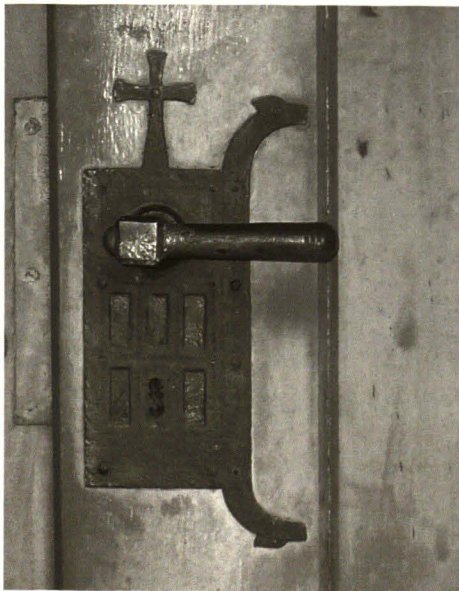
Kirchengemeinde Rüper Wense

Evangelische Kreditgenossenschaft

Bankleitzahl: 520 604 10

Kontonummer: 100 006 343

Verwendung: Kirchenrenovierung



Türbeschlag der Jerusalemkirche in Rüper



Türbeschlag der Hedalkirche in Norwegen

Literatur: Mohrmann, Karl, Evangelisch-lutherisches Gesangbuch der Hannoverschen Landeskirche Notenausgabe, Hannover, (1912)

Mohrmann, Karl, Baukunst und Heimatschutz. Sonderdruck aus dem Berichte über den 8. Niedersachsentag (1909)

Mohrmann, Karl, Germanische Frühkunst, 120 Tafeln in Lichtdruck mit erläuterndem Text, Leipzig: Tauchnitz (1906–1907)

Archiv der Pfarre Rüper Wense

Layout: Ute Opel

Photos: Peter Longardt, Renate Pahlow

Jahresprogramm für 2007/2008

**Braunschweigischer Landesverein für
Heimatschutz e. V.**



Spaziergänge und Besichtigungen

Do., 14.06.2007, 15.30 Uhr

Stadtrundgang „Traditionsinsel Altstadt“

Leitung: Britta Edelmann, M.A.

*Treffpunkt: Ausstellungszentrum Hinter Aegidien
in Braunschweig*

Do., 12.07.2007, 15.30 Uhr

Stadtrundgang „Traditionsinsel Kohlmarkt / Altstadtmarkt“

Leitung: Britta Edelmann, M.A.

Treffpunkt: Kohlmarktbrunnen in Braunschweig

Do., 09.08.2007, 15.30 Uhr

Stadtrundgang „Traditionsinsel Burgplatz“

Leitung: Britta Edelmann, M.A.

*Treffpunkt: Burglöwe auf dem Burgplatz in
Braunschweig*

Do., 13.09.2007, 15.30 Uhr

Stadtrundgang „Traditionsinsel St. Andreas / Alte Waage“

Leitung: Britta Edelmann, M.A.

*Treffpunkt: Haupteingang Alte Waage in
Braunschweig*

Di., 16.10.2007, 16.00 Uhr (!)

Besichtigung der Synagoge

Leitung: Elke Frobese, M.A.

*Treffpunkt: Synagoge, Steinstraße in Braun-
schweig*

Do., 08.11.2007, 15.30 Uhr

Deutscher Schicksalstag 9. Novem- ber, Führung im Braunschwei- gischen Landesmuseum BLM, Burgplatz in Braunschweig

Leitung: Britta Edelmann, M.A.

Treffpunkt: Forum BLM

Do., 13.12.2007, 15.30 Uhr

Vorweihnachtliche Stunde

Leitung: Harald Schraepfer, Pastor Römer

*Treffpunkt: Emmauskirche Braunschweig-
Weststadt*

Do., 17.01.2008, 15.30 Uhr

Ausstellungsbesuch im Städtischen Museum

Leitung: Britta Edelmann, M.A.

*Treffpunkt: Städtisches Museum in Braun-
schweig*

Do., 19.02.2008, 15.30 Uhr

Ausstellungsbesuch im Braun- schweigischen Landesmuseum

Leitung: Britta Edelmann, M.A.

*Treffpunkt: Forum BLM, Burgplatz in
Braunschweig*

Exkursionen

Sa., 08.09.2007, Abfahrt: 08.00 Uhr

Exkursion nach Hasselfelde und Blankenburg

Leitung: Harald Schraepfer, Anmeldungen
unter Tel.: 0531 / 87 26 58

*Treffpunkt: Parkstreifen vor der Stadthalle in
Braunschweig*

Vorträge

Do., 06.03.2008, 19.00 Uhr

„Auf dem Weg zum 100jährigen Jubiläum (3) – Interessantes und Unvergessenes aus der Geschichte des Braunschweigischen Landesver- eins für Heimatschutz“

Leitung: Dr. h.c. Gerd Biegel

Anschließend findet die Jahreshauptver-
sammlung statt

*Treffpunkt: Braunschweigisches Landesmuseum
BLM, Burgplatz in Braunschweig.*

Änderungen bleiben vorbehalten!

Braunschweigischer Landes- verein für Heimatschutz e.V.

1. Vorsitzende: Britta Edelmann
M. A., Museen der Stadt Königsutter,
Vor dem Kaiserdom 3 – 5, 38154
Königsutter, Tel. 05353/918464,
Email info@museen-koenigsutter.de

Internet: www.bs-heimat.de

Mitgliedsbeitrag pro Jahr 20,- EUR
Schüler und Studenten auf Anfrage

Bankverbindung:

Nord/LB Braunschweig,
BLZ 250 500 00, Konto 111 690

Weihetafeln an Kirchen

Text und Fotos von Rolf Ahlers

Der massige Baukörper einer alten Kirche weist an den Fassaden oft wenig Zierat auf. Die Bauweise von Kirchturm und Kirchenschiff – erbaut als Mauerwerk aus Feldsteinen oder Bruchsteinen – ließ feingliederige Fassadenstrukturen nicht zu. Gewiss, es gibt mitunter profilierte Sockelsteine oder die aus behauenen Naturstein aufgeführten Gebäudeecken – auch Tür- und Fenstergewände oder besondere Dachgesimse ziehen die Blicke an. Anzutreffen sind auch Sonnenuhren oder auch einmal eine Rosette oder ein wiederverwendeter bearbeiteter Stein von einem früheren Bauwerk. Figürlicher oder bildlicher Schmuck ist jedoch eher selten anzutreffen.

Bemerkenswert sind daher die an einigen Kirchen angebrachten Votivtafeln, als in Stein gehauenes Relief den Gekreuzigten und meist zwei weitere Personen darstellend. Zunächst war nicht ersichtlich, warum und weshalb diese Votivtafeln vor Jahrhunderten ins Mauerwerk eingelassen worden waren. Offenbar besteht jedoch ein Zusammenhang mit der Weihe der Kirche. Wobei es sich um sowohl um die Kirchweihe nach größeren Baumaßnahmen (Umbau, Erweiterung) oder um die Kirchweihe nach dem Neubau handeln kann. Die auf den Weihetafeln oftmals angegebenen Jahreszahlen geben uns wertvolle Hinweise auf die Historie. Zu fragen ist allerdings, weshalb die Weihetafeln „in Gebrauch“ kamen und warum sie lediglich in einem Zeitraum von noch nicht einmal hundert Jahren angebracht wurden.

Einige Beispiele von Weihetafeln:



Braunschweig-Innenstadt, St. Bartholomäus, datiert: 1433, über dem Eingangsportal.



Groß Schwülper (Landkreis Gifhorn), Nachbildung über dem Eingangsportal. (Das datierte Original, um 1489, befindet sich in der Kirche).



Rethen (Landkreis Gifhorn), Nachbildung über dem Eingangsportal. (Das undatierte Original, um 1500, befindet sich in der Kirche).



Wahle (Landkreis Peine), datiert: 1494, ursprünglich wohl außen angebracht, nunmehr in der Kirche.



Walle (Landkreis Gifhorn), Nachbildung über dem Eingangsportal. (Das datierte Original, 1504, befindet sich in der Kirche).



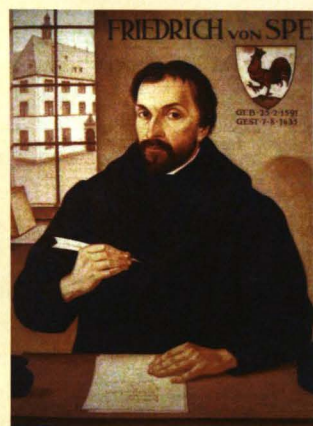
Wendeburg (Landkreis Peine), datiert: 1439, über dem Eingangsportal (Foto: Uwe Krebs).



Braunschweigische Heimat

Braunschweigischer Landesverein für Heimatschutz e.V.

93. Jahrgang, Ausgabe 2/2007



Aus dem Inhalt:

Märkte und Plätze in Braunschweig

Friedrich Spee von Land

Spargelvillen und Rübengräben
aus der Zeit von 1894 bis 1914

UB Braunschweig

GG 7 M7

Erlebtes, Gehörtes und Gelesenes beschäftigten die Gedanken von Gerhard Bormann. Dann und wann dokumentierte er, was ihn innerlich bewegte. In Geschichten und Gedichten bringt er uns Sinnliches und Besinnliches im ostfälischen Plattdeutsch nahe. Einzelne Sachverhalte können wir doppelt erleben: Als Geschichte und als Gedicht. – Auch vermittelt er uns Geschehnisse in ausführlicher Fassung, ergänzt sie aber dennoch mit weiteren Handlungssträngen in anderen Geschichten. Gerhard Bormann bediente sich zumeist des ostfälischen Plattdeutsch für seine mitunter tiefgründigen Schilderungen. Einblicke in zeitgeschichtliche Verhältnisse sowie auch in sehr menschliche Verhaltensweisen geben beim Lesen den Anstoß zur Nachdenklichkeit, aber auch zur Verbundenheit und Hoffnung.

Gerhard Bormann **De Botterblaume**
Verlag Uwe Krebs, ISBN 978-3-932030-40-6 . EUR 15,00



Abbildungen Titelseite:

oben:
Friedrich Spee (Seite 15)

mitte:
Der Domplatz in Braunschweig, Foto Dieter Heitefuß

unten links:
Spargelvilla in Wendezelle (Seite 24)

unten rechts:
Die Pfalz Werla (Seite 10)

3	Editorial <i>Von Britta Edelmann</i>	
4	Paul Jonas Meier (1857 – 1946) <i>Von Wolfgang Meibeyer</i>	Wegbereiter von Denkmalinventarisierung und Denkmalpflege in Braunschweig
7	Brunkohl un Bräjenwost <i>Von Friedel Langenheim</i>	Ein Gedicht im ostfälischen Plattdeutsch
8	An der Michaeliskirche <i>Von Dieter Heitefuß</i>	Märkte und Plätze in Braunschweig
10	Zu den neuen Untersuchungen auf der Pfalz Werla bei Schladen <i>Von Markus C. Blach</i>	Ein bedeutender archäologischer Platz in Niedersachsen
15	Friedrich Spee (1591 – 1635) <i>Von Otto Pflingsten</i>	Der Patron der Wendenburger Weidenkirche
18	Der Höckerschwan als Brutvogel <i>Von Rolf Jürgens</i>	Vögel im „Wasservogelreservat Schöppenstedter Teiche“
20	Die Entwicklung der Landwirtschaft durch die Agrargesetze des 19. Jahrh. <i>Von Harald Schraepfer</i>	Die Separation im Braunschweiger Land
22	Dr. Richard Moderhack <i>Von Dr. Manfred R. W. Garzmann</i>	Ein archivarisches Urgestein der deutschen Archivlandschaft
24	Spargelvillen und Rübenburgen <i>Von Rolf Ahlers</i>	Landwirtschaftliche Wohngebäude in der Zeit 1894 – 1914
26	Teddy und seine Freunde <i>Vom Bomann-Museum Celle</i>	Eine Ausstellung im Bomann-Museum Celle
28	Weiß und Schwarz – Black and White <i>Von Wulf Otte</i>	Photos aus Deutsch-Südwestafrika
30	Grünkohl – Braunkohl <i>Von Rolf Ahlers</i>	Vom Kohl im Braunschweiger Land
32	Diere up üsen Büernhoff <i>Von Uwe Krebs</i>	Ein plattdeutsches Kinderbuch

Rubriken	
Termine	31
Neue Bücher	2, 28, 32
Impressum	22

Liebe Freunde unseres Vereins, liebe Leserin, lieber Leser,

der Geburtstag unseres Vereins nähert sich rasant – in nur einem Jahr werden „wir“ 100. Ein runder Geburtstag soll gefeiert werden, wie kann man das als Verein, der sich besonders der Förderung von Kultur und Natur des ehemaligen Landes Braunschweig widmete und bis heute widmet, besser tun als mit einer aufwendigen Festschrift?

Dieses große Vorhaben bringt allerdings auch einige Veränderungen mit sich. Um die Festschrift wirklich zu einem gelungenen Rück- und Ausblick für unsere Vereinsaktivitäten werden zu lassen, müssen viele Autoren tatkräftig an dieser Unternehmung mitwirken. Das hat Konsequenzen: In nächsten Jahr wird es neben der Festschrift keine weitere Veröffentlichung unseres Vereins geben, das heißt wir alle müssen auf das Erscheinen der lieb gewonnenen „Heimat“ im Jahr 2008 leider verzichten.

Trotzdem wollen wir gemeinsam auf die Arbeit der vergangenen Jahre blicken und Pläne für die kommenden Jahre entwickeln. Dabei brauchen wir allerdings auch Ihre tätige Mithilfe. Wir planen ein sommerliches Treffen der Mitglieder, an dem die vielen Fotos, die im Laufe unserer Aktivitäten entstanden sind, gezeigt werden sollen und so manche glückliche Momente wieder in Erinnerung rufen. Dies kann der Vorstand ohne Ihre Hilfe allerdings nicht organisieren – viele unserer Mitglieder halten unseren Verein ja schon viele Jahrzehnte die Treue, ihre Erinnerungen reichen also weit zurück, sehr oft weiter als die der amtierenden Vorstandsmitglieder. Wenn Sie also alte Fotos oder Aufzeichnungen haben, lassen Sie es uns bitte wissen.

In der „heißen“ Phase befindet sich auch die Planung des Festaktes zur 100sten Wiederkehr der Vereinsgründung. Namhafte Redner konnten bereits für den Festvortrag und die Grußworte gewonnen werden – lassen Sie sich überraschen.

Archäologie ist eine echte „Trendwissenschaft“ geworden, das zeigen nicht nur zahllose Fernsehdokumentationen und spannende Computerspiele, sondern auch große Ausstellungen. Im Braunschweigischen Landesmuseum wird in den nächsten drei Monaten die Ausstellung zu den „Schöninger Speeren“ zu sehen sein, die wir natürlich gerne zusammen mit Ihnen besuchen wollen: Am 21.02 führt uns unser Vorstandsmitglied Elke Frobese durch diese faszinierende Präsentation.

Nicht nur Schöningen, auch die Pfalz Werla ist ein Ort aktueller Ausgrabungen. Näheres dazu können Sie, neben einer großen Zahl weiterer historischer und naturkundlicher Themen, in diesem Heft lesen. Auch ein plattdeutsches Gedicht über unser winterliches Nationalgericht, den Braunkohl, finden Sie in Ihrer „Heimat“.

Um Ihnen auch im nächsten Jahr neben unseren Jubiläumsaktivitäten ein spannendes Jahresprogramm bieten zu können, werden wir die Zusammenarbeit mit dem Braunschweigischen Landesmuseum wieder vertiefen. Dort startet im ersten Quartal 2008 das beliebte Seniorenprogramm in neuer Form. Da diese Veranstaltungen vormittags stattfinden, ist ein solches Angebot besonders in den Wintermonaten eine gute Alternative zu den abendlichen Vorträgen des Hauses. Genaue Informationen über Themen und Termine erhalten Sie in Ihrer Einladung zu unserer Mitgliederversammlung, die wir Anfang Februar versenden werden.

Viel Spaß beim Lesen der *Braunschweiger Heimat*
und ein frohes, besinnliches Weihnachtsfest
wünscht Ihnen Ihre

Britta Edelmann

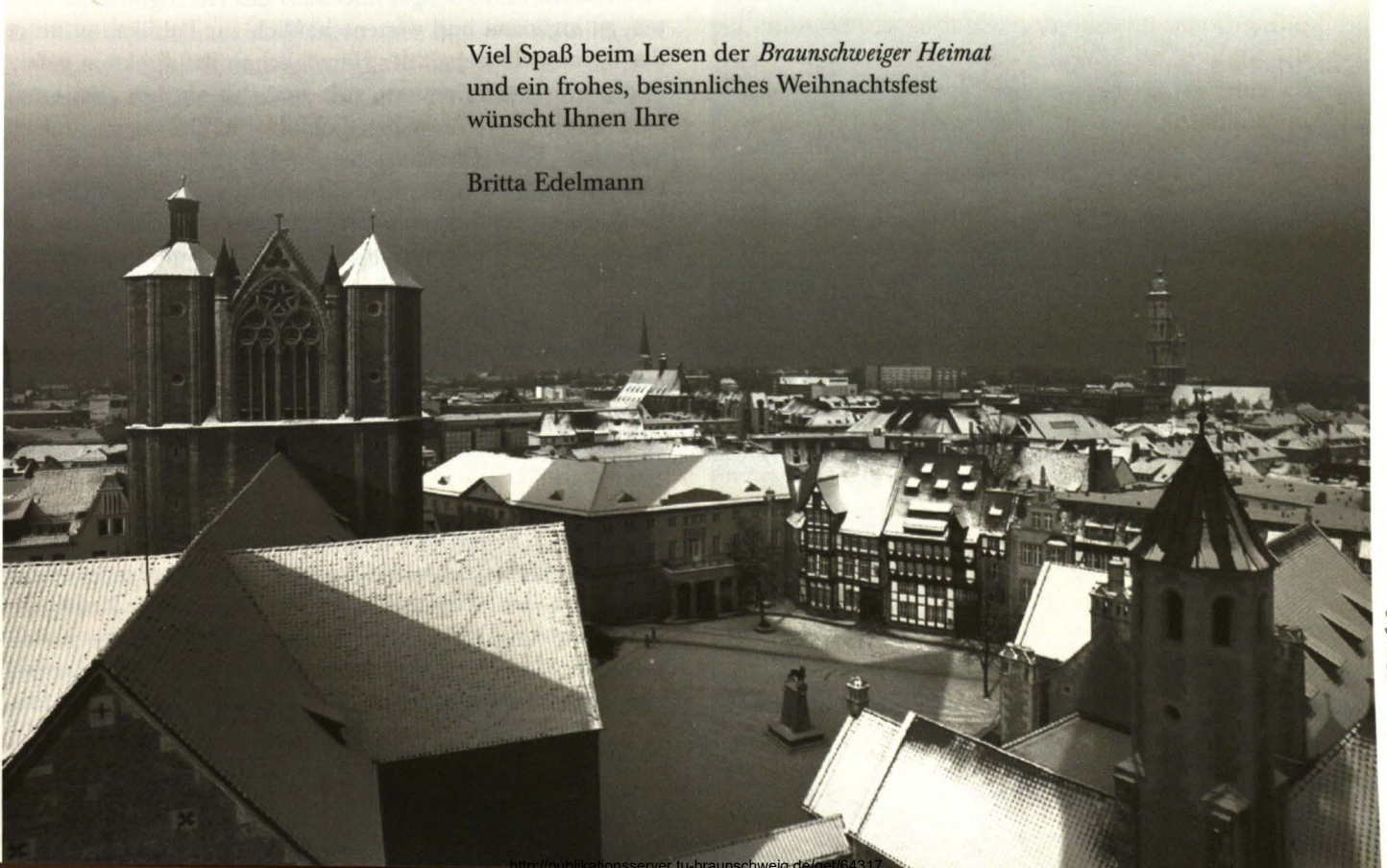


Foto: Dieter Heitefuß

Paul Jonas Meier (1857 – 1946)

Zur 150. Wiederkehr des Geburtstages des Wegbereiters von Denkmalinventarisierung und Denkmalpflege im Braunschweigischen

Text und Fotos von Wolfgang Meibeyer

„Ein Hüter steinerne Zeugen“ überschriebte die Braunschweigische Landeszeitung ihre mit einem großen Porträtbild versehene Würdigung Paul Jonas Meiers anlässlich seines 80. Geburtstages am 22. Januar 1937. In erster Linie wurde damit an einen besonders spektakulären Teil der umfassenden wissenschaftlichen Lebensarbeit des damals in Braunschweig hoch angesehenen und durch viele Schriften sowie durch Vorträge und Studienfahrten wohlbekannten pensionierten Direktors des Herzog Anton Ulrich Museums erinnert, nämlich an seine Leistungen um *die Erhaltung und richtige Einschätzung der heimischen Kunst- und Altertumswerke*. Gemeint ist damit insbesondere das umfangreiche Werk der von 1896 bis 1922 erschienenen sechs Teile der „Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogtums Braunschweig“, als dessen Vater dieser großartige Wissenschaftler zu gelten hat. Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz ernannte den Professor und Geheimen Hofrat an jenem Tage zu seinem Ehrenmitglied.

Sein Lebensweg führte den gebürtigen Magdeburger sogleich nach dem Abschluss des Studiums der Altphilologie und Archäologie in Bonn 1883 nach Braunschweig und zwar als Lehrer zunächst am Martino-Katharineum, danach am Wilhelm-Gymnasium. Schon 1886 übernahm er zusätzlich Aufgaben am damaligen „Herzoglichen Museum“ bei der Neuordnung des Münzkabinetts in nebenamtlicher Tätigkeit zunächst als „Hilfsarbeiter“, später als Museumsinspektor. Bereits 1892 musste ihn das Gymnasium – er hatte sich schnell den Ruf eines bewährten und geschätzten Pädagogen erworben – nur ungern wieder ziehen lassen. Anlässlich seiner engagierten Vorträge und lebendigen Führungen durch die Museumssammlungen war nämlich Oberbaurat E. Wiehe, Leiter der Herzoglichen Baudirektion, auf Meier aufmerksam geworden und trug ihm nun die Bearbeitung der der Baudirektion zugewiesenen Inventarisierung der Bau- und Kunstdenkmäler des Braunschweiger Landes zur Veröffentlichung an. Mit der Übernahme dieser Aufgabe in Verbindung mit der Museumstätigkeit beendete er seine Lehrzeit. 1894 erhielt er den Titel Professor. 1911 wurde er Geheimer Hofrat.⁽¹⁾

Obgleich als „Seiteneinsteiger“ 1901 sogar zum Direktor des Museums aufgestiegen, setzte er seinen bisherigen Einsatz für die wissenschaftliche Denkmalinventarisierung fort, und darüber hinaus engagierte er sich auch zunehmend im praktischen Bereich der Denkmalerhaltung in dem 1902/03 ins

Leben gerufenen „Ausschuss für Denkmalspflege“ als zusätzliches außermuseales Arbeitsgebiet. Er hatte bei diesen Arbeiten wichtige neue Einsichten und Erkenntnisse u. a. in der Hinsicht gewonnen, dass die Grundrisse von Städten und Dörfern als differenzierte, über lange Zeiten gewachsene Gebilde wichtige Quellenzeugnisse ihrer geschichtlichen Entwicklung darstellen und somit als selbständige Denkmäler mit hohem kulturhistorischen Aussagegehalt anzusehen

sind. Dieses führte schließlich dazu, dass er noch ein weiteres Arbeitsgebiet, nämlich die historische Städteforschung in Deutschland und dabei ganz besonders die Erforschung der Anfänge der Stadt Braunschweig in Angriff nahm. Auch auf diesen beiden Forschungsfeldern hat er Maßgebliches geleistet. Sein „Braunschweigischer Städteatlas“ wurde 1922 die Krönung dieses Abschnitts seines Lebenswerkes.

Wie schon zuvor in das Gebiet der Numismatik hatte sich P. J. Meier auch ohne einschlägige fachliche Vorkenntnisse wiederum schnell in das neue Tätigkeitsfeld Denkmäler hineingefunden. Hier ging es zunächst darum, bereits in den Jahren 1879-90 vom

„Ortsverein für Geschichte und Altertumskunde zu Braunschweig und Wolfenbüttel“ gesammeltes Material über die historischen *merkwürdigen Altertümer* des Herzogtums zu sichten, zu ergänzen und wissenschaftlich zur Publikation unter der Herausgeberschaft der Herzoglichen Baudirektion aufzubereiten. Meier orientierte sich zunächst an den „Bau- und Kunstdenkmäler“-Ausgaben Lehfelds in Thüringen und an Grösslers Bearbeitungen der beiden Mansfelder Kreise, erstrebte aber für seine eigene Bearbeitungskonzeption darüber hinausgehend *die möglichst umfassende Berücksichtigung aller geschichtlichen Verhältnisse, ohne die ein Verständnis der kunstgeschichtlichen nicht möglich ist.*⁽²⁾ Damit wurde auch nach einem späteren Urteil des Braunschweigischen Ministers für Volksbildung aus dem Jahre 1942 *die Veröffentlichung der Braunschweigischen Bau- und Kunstdenkmäler in ihrer gesamten Anlage ... vorbildlich für die Inventarisationswerke auch anderer deutscher Landschaften, die auch heute noch in wesentlichen Teilen nicht überholt ist.*⁽³⁾

Die von P. J. Meier 1896 selbst eröffnete und ab dem vierten Band (Kr. Holzminden, 1907) von K. Steinacker unter seiner Betreuung und Herausgeberschaft fortgeführte Reihe der Landkreisbände der Braunschweigischen Bau- und Kunstdenkmäler ist aus den Lesesaal-Bibliotheken der Archive und Büchereien unseres Raumes überhaupt nicht mehr fort-



zudenken. In ihr fanden (und finden !) Generationen nicht nur von Regionalforschern und Ortsheimatpflegern ihren ersten verlässlichen Zugang zur Geschichte ihrer Orte. Es sind noch immer geschätzte Fundgruben auch für die kunstgeschichtliche und siedlungskundliche Wissenschaft – häufig nachgefragt und nur selten zu erhalten im Antiquariatshandel. Meiers besondere Konzeption hat über die braunschweigische Bearbeitung hinaus vorbildhaft und nachhaltig gewirkt:

Es erscheinen die einzelnen Orte (in alphabetischer Folge) eingangs nicht nur jeweils versehen mit einer knappen Übersicht ihrer geschichtlichen Überlieferung und Hintergründe, mit ihren älteren Ortsnamensformen und womöglicher Behandlung im Schrifttum. Auch die Dorfgrundrissanlagen werden gestützt auf die Landesvermessung des 18. Jahrhunderts angesprochen unter Erwähnung der damaligen unterschiedlichen Höfeklassen und früher Einwohnerzahlen. Neben den Gotteshäusern mit ihrer kunsthistorische Ausstattung und neben sonstwie besonderen Bauten und Anlagen wie Gutshäusern, Schlössern u. ä. legte Meier gerade auch auf die älteren Bauernhäuser besonderen Wert – bei überhaupt reichhaltiger dokumentarischer Illustration sowohl in Übersicht wie im Detail. Nach seiner – auch von den Rezensenten lebhaft begrüßten – Überzeugung kam es in besonderem Maße auf eine möglichst umfassende Einbeziehung aller lokalen topographischen und geschichtlichen Umstände an. Hinter diesem hier konsequent auf jeden einzelnen Ort angewandten Prinzip verbirgt sich mit der große Erfolg und die verbreitete Nachahmung seiner Vorgehensweise. Nicht zuletzt bedeutete auch die Aufnahme aller erreichbaren mittelalterlichen Dorfwüstungen mit all ihren bekannten historischen Fakten in den Ortskatalog eine Neuerung, die aus Meiers Überzeugung entsprang, dass eben nicht nur verschwundene bauliche Anlagen in den bestehenden Orten selbst, sondern auch untergegangene, d. h. wüstgefallene Orte als solche ihren selbstverständlichen Platz unter den sonst üblichen Denkmälern zu finden hätten ⁽⁴⁾.

Bis 1922 (Kr. Blankenburg) lagen nach dieser von Anfang an bewährten Bearbeitungsweise alle Teilgebiete des Landes Braunschweig fertiggestellt vor. Unter den Städten war allein Wolfenbüttel ein eigener Teilband (3.1, 1904) gewidmet worden. Die große Stadt Braunschweig selbst hatte freilich eine gleichartige, ebenso gründliche Behandlung nicht erfahren. Hier war zunächst 1906 anlässlich des damals in der Stadt abgehaltenen 7. (Deutschen) Tages für Denkmalpflege den Teilnehmern ein schmales unebildertes Bändchen „Die Bau- und Kunstdenkmäler der Stadt Braunschweig“ aus der Feder Meiers und Steinackers überreicht und auch in den Handel gebracht worden. Es folgte dem 1926 eine erweiterte und mit Abbildungen versehene auch formatgrößere (1942 nachgedruckte) Ausgabe. So bleibt es als besonders schmerzlich zu beklagen, dass gerade für das in den Feuerstürmen des Krieges 1944 untergegangene schöne alte Braunschweiger Stadtbild eine Inventarisierung seiner Baudenkmäler, dieser großartigen Zeugnisse bürgerlicher Fachwerkkultur, nicht zustande gekommen ist. Freilich dürfte ein solches Projekt wohl die Arbeitskraft der damals dazu Befähigten und Beteiligten bei weitem überschritten haben. P. J. Meier musste den Untergang „seiner“ Stadt noch schmerzlich miterleben.

Anfang des Jahres 1903 gründete sich der zunächst mit 15 Mitgliedern – nicht nur aus den Bereichen (Kunst-)Geschichte und Bauwesen – hochrangig besetzte „Ausschuss für Denkmalpflege im Herzogtume Braunschweig“. Den Weg bereitet hatte dazu ein Vortrag P. J. Meiers im November 1902 auf einer gemeinsamen Sitzung des Architekten- und Ingenieurvereins mit dem Braunschweigischen Geschichtsverein, in dem er u. a. nicht nur die Frage möglichen Schutzes von *Denkmälern in Privatbesitz* (auch) *gegen verkehrte Maßnahmen der Eigentümer selbst* aufgriff, sondern auch ein Denkmalschutzgesetz für das Herzogtum forderte und die Versammelten nachdrücklich zur baldigen Gründung eines die Organe von Politik und Verwaltung beratenden „Denkmalausschusses“ zu bewegen verstand. ⁽⁵⁾

Denkmalschutz war in der als Wirtschafts- und Verkehrsstandort bei starker Bevölkerungszunahme in den Gründerjahren sich rasant entwickelnden Residenzstadt Braunschweig ein drängendes Thema geworden. Einschlägige Stichworte ergaben sich für Meier vor allem aus dem traurigen Schicksal des hochragenden Fachwerkbaues des „Stern“ an der Ostseite des Kohlmarkts 1894 sowie aus dem Abriss der Paulinerkirche (Bohlweg/Hagenscharrn). Auch die z. T. nur mit persönlichem finanziellen Engagement des Regenten selbst ausnahmsweise ermöglichte Umsetzung des gefährdeten Huneborstelschen Hauses auf den Burgplatz und somit dessen Rettung überhaupt konnte nicht darüber hinwegtäuschen, dass auf eine geregelte Denkmalpflege im ganzen Herzogtum nicht mehr zu verzichten war. Auch archäologische Stellen und Naturdenkmäler, Ausgrabungsstätten und Fundplätze waren darin einzubeziehen. Meier wurde damit nicht nur zur Triebfeder für die Entstehung des Denkmalsausschusses, er erhielt auch sogleich das Vorstandsamt des Schriftführers übertragen und später den Vorsitz selbst (1910 und erneut 1913).



Über die vielfältige und auf zahlreiche auch recht unterschiedliche Projekte im ganzen Lande konzentrierte Tätigkeit des Ausschusses bis zum Ersten Weltkrieg wurde regelmäßig im Braunschweigischen Magazin ausführlich berichtet⁽⁶⁾. Das Spektrum der dabei berührten Gegenstände und Sachgebiete reichte von Einsatz und Stellungnahmen zur Erhaltung und Gestaltung von Kirchen, ihrer Malereien, auch ihrer Offenhaltung für die Öffentlichkeit über Fragen von profanen Baulichkeiten in Braunschweig und anderen Städten (bes. der Fachwerkhäuser), über Bemühungen um historische Stätten und ihre Ausgrabung bzw. Bewahrung (z. B. Reitlingswälle im Elm, Asseburg) bis hin zu Bemühungen um eine systematische Inventarisierung von Naturdenkmälern.

Hier mag als nur ein Beispiel dafür auf die erfolgreichen Bemühungen um das bauliche Umfeld des Gewandhauses in Braunschweig kurz eingegangen werden. Dort drohte die Häuserreihe vor dessen Südseite an der Garküche 1903 den Spekulationen eines Bauunternehmers zum Opfer zu fallen, welcher da bei Erwerb von weiterem Grund und Boden ein großes viergeschossiges Mietshaus plante, ein *öder hochragender Nützlichkeitsbau schlimmster Art, der zu dem Gewandhause wie die Faust aufs Auge paßte und die monumentale Selbständigkeit des Gebäudes aufs ärgste geschädigt haben würde*.⁽⁷⁾ Schon 1882 und um 1890 waren die dem Gewandhaus direkt gegenüber liegenden beiden Eckhäuser an der Poststraße durch einen drei- und einen viergeschossigen Neubau ersetzt worden. Beide beeinträchtigten mit ihrer 3 bzw. 5m über der des Gewandhauses angesetzten Dachtraufe nach damaligem einhelligen Urteil die *majestätische Wirkung des alten Baues* durch ihre Unmaßstäblichkeit nicht unbeträchtlich (wenngleich das noch längst nicht so schlimm für das bauliche Ensemble gewesen sein dürfte wie die nicht anders als verheerend zu bezeichnende Gesamtwirkung des erst 1978 auf der Poststraßensüdseite vom Neckermann-Konzern neu errichteten Kaufhausbaues).

Nach intensiven und langwierigen Bemühungen des Denkmalausschusses und durch die Aufgeschlossenheit der Han-

delskammer und ihres damaligen Vorsitzenden Max Jüdel konnte im Zusammenwirken mit Stadt und Land nicht nur das drohende Spekulationsprojekt abgewendet werden, sondern eine geradezu elegante Lösung derart gefunden werden, dass die Handelskammer selbst hier ihr neues Gebäude zu errichten bereit war, in welches dann Teile des alten Gewandhauses mit eingebunden und damit sinnvoll genutzt werden konnten. Ein für den Umgang mit dem ehrwürdigen Altbau und für die Realisierung eines angemessenen gestalterischen Erscheinungsbildes von Bau und Fassade des Handelskammerbaues eigens bestimmter Unterausschuss sorgte dann unter tatkräftiger Beteiligung wiederum auch des Museumsdirektors P. J. Meier für ein denkmalpflegerisch akzeptables Ergebnis in der „Gewandhausfrage“.

P. J. Meiers besonderes Interesse und Einsatz für das Denkmalwesen war über mehr als zwanzig Jahre von 1892 bis zum Ersten Weltkrieg wesentlich mitbestimmend für sein wissenschaftliches und berufliches Leben. Das umfangreiche Verzeichnis seiner Veröffentlichungen⁽⁸⁾ offenbart aber auch sein dabei anwachsendes Engagement für die Städteforschung, deren Themen – neben kunstgeschichtlichen und nur noch vereinzelt numismatischen Aufsätzen – schließlich seine fernere Forschungstätigkeit entscheidend prägten. Auch nach seiner Pensionierung im Jahre 1924 änderte sich daran nichts. Meier blieb unermüdlich forschend tätig. Seine letzten einschlägigen Veröffentlichungen galten den Städten Hameln (1939) und Goslar (1942).

Am 11. Februar 1946 verstarb Paul Jonas Meier nach längerer Krankheit in Braunschweig. Er fand seine letzte Ruhestätte neben seiner Frau Margarete auf dem alten Friedhof der Reformierten Gemeinde in Braunschweig an der Juliusstraße. Dieser wird unter dem Schutz der Stadtverwaltung als kulturhistorisch wertvolle Begräbnisstätte erhalten. So ist denn sein eigenes Grab gleichsam selbst auch zu einem Denkmal geworden.



Anmerkungen

- 1 Fink, A.: Paul Jonas Meier 1857-1946. In: Nieders. Lebensbilder 2, 1954.
- 2 Arnhold, E.: Paul Jonas Meier als moderner Denkmalpfleger seiner Zeit um 1900. Vortrag auf der Gedenkveranstaltung in der Universitätsbibliothek Braunschweig am 3. Mai 2007.
- 3 Meier, P. J. und K. Steinacker: Die Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogtums Braunschweig. Bd. 1-6. Wolfenbüttel 1896-1922. Hier: Vorwort zu Bd. 1.
- 4 Personalakte P. J. Meiers im Staatsarchiv Wolfenbüttel: 12 A Neu Nr. 38794.
- 5 Meier, P. J.: Denkmalpflege. In: Braunschweig. Magazin. 1902, S. 133ff.
- 6 Meier, P. J. u. a.: Berichte über die Tätigkeit des Ausschusses für Denkmalpflege. In: Braunschweig. Magazin: 1903, S. 68f; 1905, S. 68f; 1908, S. 73ff; 1910, S. 36ff; 1911, S. 75ff; 1912, S. 70ff; 1913, S. 70f. 1914, S. 107f. Vgl. auch Möller, H.-H.: Denkmalpflege in Stadt und Land Braunschweig. In: Wiswe, M. (Hrsg.): Naturschutz und Denkmalpflege im Braunschweiger Land. Braunschweig 1983. S. 79ff.
- 7 Zimmermann, P.: Der Umbau des Gewandhauses und der Neubau des Handelskammergebäudes. In: Braunschw. Magazin 1908, S. 108.
- 8 Verzeichnisse der Veröffentlichungen Meiers in: Jahrbuch des Braunschweig. Geschichtsvereins 1, 1927 (bis einschl. 1926) sowie bei W. Meibeyer: Paul Jonas Meier. Pionier der historischen Städteforschung in Deutschland und Vater der „Bau- und Kunstdenkmäler“ im Braunschweigischen. In: Jahrbuch d. Braunschweig. Geschichtsvereins 88, 2007, Anhang (1927 bis 1942).

Dä Ummegang mid Brunkohl un Bräjenwost

Text Friedel Langenheim

Hier in Bronschwiegschen ward siet olen Tieten
de Greunkohl – „Brunkohl“ eheten.
Winters itt man dän Kohl as nationale Kost
mid Steeke, Kassler un mid Bräjenwost.
Taun Affrunnen lieht denne ook noch oppen Teller
ne warme halbe Beere or nen Appel uten Keller.

Doch dä Brunkohl smecket erst sau recht,
wenn en vorher durch de Gejend jöcht.
Sau sieht en hier Jahr forr Jahr tau Wintertiet,
– egal opp et stürmet, hagelt or nur sniet, –
an allen arbeitsfrien Daagen
Wandergruppen durch Feld un Wälder jagen.

Da lopet dä Lü denne veele Stunnen,
bet dat se nich mehr vorrward konnen,
damid dä Hunger stellt sick in, –
erst denne gaht se in de Kneipe rin.
Weil na dän Lopen mancher schon mal dulle mott,
störten veele glieks taun „Witten Pott“.

Annere puult sick tauerst mal ut dä Wintersaaken,
um sick denne vorn Speigel schön taurech-taumaaken.
Wedder annere sünd von veelen Lopen döstich; –
forr dä iss dat Drinken eerstmal besonnern wichtig.
Se drängelt sick an de Theke glieks na vorn
un bestellt sick schon mal en Beier un en Korn.

Is dä erste Ansturm denne vorrbie,
kann et lüttich angahn mid de Fräterie.
Man sett sick annen Disch mid knurrenden Magen:
Denne – endlich ward de Brunkohl oppedragen!
Un as Bielagen giffet et bet tau vullen Sättigung
noch Brat- un Soltkartuffeln, manchmal ok Klump.

Forr de Bräjenwost sünd in usen Land
dä vaschiedensten Rezepte bekannt.
Mal is se frisch un von Bräuhe wäterich, –
denne is se bien Snien besonnern spritzerich, –
mal is se jeräukert un mal pfurzedröje,
as opp se von en Rind kummet un nich vonne Söje.

Sau solle man, ehe man dä Wost tau Liebe rücket
un öhr Innenleben ut de Pelle drücket,
se sick recht gaut bekieken,
von vorn, von hinde, – von allen Sieten,
opp se veellichte, wenn man se ritzet,
öhren Saft durch de ganze Gejend spritzet.

Hat man dat Ansnien von de Wost gaut owerstahn,
kann man beruhigt an dat Äten gahn.
Un damidde man dat fette Fleisch ok gaut vadröcht,
is twischendorch en Korten ganz gaut annesecht.
Un veellichte ook noch einen hinderher,
denne hat et dä Magen nich sau swar.

Danaa ward veel esnabbelt un vatellt
un manche Runne noch bestellt.
Aber taun Enne kummet dat Slimmeste von Dach,
man mott wedder ruut inne Külle, – ok wenn en nich mach.
Doch na solch kräftigen Äten is et jeboten,
noch gaut ne Stunne na Hus tau lopen!

Märkte und Plätze in Braunschweig

An der Michaeliskirche

Text von Dieter Heitefuß



Aus südwestlicher Richtung. In der Mitte der Platz An der Michaeliskirche mit St. Michaelis. Von der Mitte des linken Bildrandes nach unten rechts die Echternstraße, von links oben zur Mitte des rechten Bildrandes die Güldenstraße.

An der Michaeliskirche überstanden alte Fachwerkhäuser mehrere Jahrhunderte. In diesem Quartier an der Stadtmauer wohnten Bürger unterer sozialer Schichten, die sich die Kirche in Eigeninitiative bauten. 1157 geweiht, widmete man sie St. Michael, dem Beschützer von Reisenden und Fremden. Der romanische Bau erhielt um 1250 den Turm, im 13. und 14. Jh. wurde das Gotteshaus zur gotischen Hallenkirche umgestaltet und 1371 neu geweiht.

1627 gründete Zacharias Boiling eine Brauerei an der Südseite des Platzes, 1739 erwarb sie Familie Wolters, die 1880/81 den Betrieb zur Wolfenbütteler Straße verlegte. Das „Haus zur Hanse“ Güldenstraße 7 ist Stammhaus des Hofbrauhauses Wolters.

Die Kirche erhielt 1879/81 eine neue Innenausstattung, die, wie auch die alten Glasfenster, noch vorhanden ist. Einer in der Schule Echternstraße stationierten Feuerweereinheit ist es zu danken, dass Kirche und Häuser die Luftangriffe 1944/45 mit wenigen Schäden überstanden. Zerstört wurde Güldenstraße 8 nördlich der Kirche. Auf dem Grundstück errichtete 1962 die Elektrogroßhandlung Liedtke & Wiele ein Stahlbetongebäude, das mit den Bauarbeiten für das „Studentenwohnheim Michaelishof“ 1978-82 umgestaltet wurde. Die Architekten Herrenberger und Miehe konzipierten das Heim für das Studentenwerk Braunschweig. Hier leben „auf Zeit“ 165 Studenten/innen in acht Häusern aus verschiedenen Zeit- und Stilepochen. Historische Fachwerkfassaden wurden restauriert und fehlendes mit abgelagerten Hölzern in traditioneller Handwerksart originalgetreu ergänzt. Um den historischen Eindruck zu wahren, wurden die Dächer mit „Krempziegeln“ von abgetragenen Häusern und Scheunen eingedeckt. Alles fügt sich harmonisch in die Traditionsinsel „Rund um St. Michaelis“ ein.

Die Kirche feierte am 29. September 2007, dem Michaelistag, ihr 850-jähriges Jubiläum.



Abbildung linke Seite:
Luftbild Dieter Heitefuß, Pilot Siegfried Starke

Abbildungen rechte Seite:
Hans Steffens, 1957

Zu den neuen Untersuchungen auf der Pfalz Werla bei Schladen

Text von Markus C. Blaich

Die Pfalz Werla, Gemeinde Werlaburgdorf in der Samtgemeinde Schladen, zählt wohl zu den bekanntesten und bedeutendsten archäologischen Plätzen in Niedersachsen. Beeindruckend ist die Topographie auf einem Geländesporn 18 m oberhalb der Oker. Von hier aus überblickt man die weite Landschaft; schon auf den ersten Blick wird die sichere, gut zu verteidigende Lage verständlich (Abb. 1).

Schon im ausgehenden Mittelalter war die genaue Lage der Kaiserpfalz in Vergessenheit geraten und konnte erst in den 20er Jahren des 20. Jh. mit archäologischen Forschungen nachgewiesen werden. Großflächige Grabungen haben zwischen 1936 und 1939 und 1957 und 1964 zur Aufdeckung fast der gesamten Kernburg geführt. Die Verästelungen der Forschungsgeschichte sollen an dieser Stelle nicht näher vorgestellt werden.

Die aus konservatorischen Gründen seinerzeit wieder abgedeckten Gebäudefundamente sollen in den kommenden Jahren erneut freigelegt und vor Ort visualisiert werden. Das Konzept des „Archäologischen Parks Kaiserpfalz Werla“ wird wesentlich auf den im Jahr 2007 begonnenen Ausgrabungen in der Hauptburg sowie den Untersuchungen in der Vorburg fußen.

Träger dieser Maßnahmen sind – neben der Gemeinde Werlaburgdorf und der Samtgemeinde Schladen – der Landkreis Wolfenbüttel, das Niedersächsische Landesamt für Denkmalpflege (Stützpunkt Braunschweig), der GeoPark Harz.Braunschweiger Land.Ostfalen und die ARGE Wolfenbüttel / Salzgitter / Braunschweig. Als wissenschaftliche Kooperationspartner sind das Braunschweigische Landesmuseum,

Referat Ur- und Frühgeschichte (Wolfenbüttel) sowie die Johannes Gutenberg-Universität Mainz, Institut für Vor- und Frühgeschichte, zu nennen. Erhebliche fachliche Unterstützung bieten die das Ingenieurbüro Gockel+Partner (Baunatal) sowie das Büro HPM Vermessung (Wolfenbüttel). Als wichtigster Sponsor konnte die Curt Mast-Jägermeisterstiftung (Wolfenbüttel) gewonnen werden.

Die historische Überlieferung – beredtes Schweigen

Die Pfalz Werla ist im 10. Jh. einer der wichtigsten Schauplätze deutscher Geschichte gewesen. Von Heinrich I. bis Otto III. (926-1002) haben sich hier alle Könige aus der Familie der Ottonen mehrfach aufgehalten und wichtige Entscheidungen getroffen. Dabei hat nicht zuletzt die schlaglichtartige, aber umso eindrucklichere schriftliche Überlieferung zur Berühmtheit der Werla beigetragen.

Im 10. Jh. wurde die Pfalz mit ihren beiden Vorburgen zur größten befestigten Siedlung Nordeuropas ausgebaut. Die ovale Hauptburg misst etwa 130 m im Durchmesser, die beiden Vorburgen umfassen eine Fläche von annähernd 600 x 600 m. Im Zentrum der Hauptburg standen neben einer Versammlungshalle (aula regia) ein repräsentativer steiner Wohnbau und eine Kirche (Abb. 2). Zahlreiche Wirtschaftsgebäude in den Vorburgen dienten als Produktionsstätten und zur Versorgung der kaiserlichen Hofhaltung.

Im Herbst 1180 war die Werla zum letzten Mal Schauplatz eines Ereignisses von europäischer Bedeutung, als hier Kai-

Abb. 1: Blick auf die Werla (Bildmitte); rechts die Auen der Oker, links die Flächen der Vorburg.



Abb. 2: Die Grabungen auf der Hauptburg der Werla (Sommer 2007). Links das Westtor, in der Bildmitte und rechts die Gebäudeflucht zwischen sog. „Kemenate“, „Zwischenbau“ und Kapelle.



ser Friedrich I. Barbarossa den Prozess gegen Heinrich den Löwen abschloss.

Für die Jahre von 926 bis 1035 sind für die Werla insgesamt 15 Aufenthalte von Königen bzw. Kaisern bezeugt; ferner sind mindestens vier so genannte „sächsische Stammesversammlungen“, d.h. Versammlungen der führenden Adligen, überliefert. Dies ist eine – verglichen mit anderen Pfalzen – recht schütterte Zahl. Auch spielte die Werla zu keiner Zeit im Jahreslauf der Ottonen eine besondere Rolle, z.B. als so genannte „Weihnachts-“ oder „Osterpfalz“. Man könnte demnach zu dem Schluss kommen, dass die Werla nur von untergeordneter Bedeutung war. Diesen Beobachtungen steht gegenüber, dass auf der Werla mindestens dreimal über eine Königsnachfolge entschieden wurde; auch wird Kaiser Barbarossa nicht ohne Grund gerade an diesem Ort, mitten im sächsischen Herzogtum, den Prozess gegen Heinrich den Löwen abgeschlossen haben.

In ihrer Gesamtschau lassen die vorliegenden Quellentexte demnach viele Fragen unbeantwortet. Ihre knappe Form, die offensichtlich bei den zeitgenössischen Lesern viel Bekanntes voraussetzt, erschwert uns Heutigen das Verständnis – eine Grenze der Erkenntnis.

Die archäologische Forschung – mehr Interpretation als Argumentation

Aber auch die Geschichte der archäologischen Forschung, die wechselnden Deutungen der ergraben Befunde und vor allem deren Abhängigkeit vom jeweiligen Zeitgeist mögen zur besonderen Faszination der Werla beigetragen haben.

Beispielhaft lässt sich dies an der Diskussion um Bauabfolge auf der Hauptburg verdeutlichen: die Interpretation des Gesamtbefundes durch die verschiedenen Bearbeiter war immer abhängig von der archäologischen Datierung der einzelnen Gebäude. Diese beruhte aber von Anbeginn an auf historischen Überlegungen und wurde nicht anhand des geborgenen Fundmaterials begründet. H. Schroller und der ihn unterstützende Architekt M. Rudolph dachten eine ottonische Pfalz nachzuweisen, gewissermaßen das Vorbild aller Pfalzen des Deutschen Reiches überhaupt und damit die „Wiege des Deutschen Reiches“. Es ist ganz offensichtlich, wie hier der Zeitgeist die archäologische Bewertung der Grabungsergebnisse bestimmte: König Heinrich I. (919-936) galt in der politischen Ideologie des „3. Reiches“ als vermeintlicher Begründer des „1. Reiches“, und diese Überhöhung fand ihre Entsprechung in der Deutung der freigelegten Befunde.

Die archäologischen Ausgrabungen des Jahres 2007

Die diesjährigen Untersuchungen stellen Vorarbeiten für die Konzeption des Archäologischen Parks „Kaiserpfalz Werla“ dar. Sie konzentrierten sich auf das Tor II (West-Tor) und die

Kapelle mit ihren zahlreichen Anbauten, ferner rückten die Vorburgen in den Blick der Forschung.

Zunächst war die Erhaltung des Mauerwerks zu prüfen, vor allem unter dem Blickwinkel von Sicherung und Konservierung. Ferner galt es, offensichtliche Lücken der alten Grabungen zu schließen. So sollten beispielsweise Hinweise auf die genauere, archäologisch zu begründende Datierung der einzelnen Gebäude gewonnen werden, zudem galt es, Fragen zu möglichen Umbauten bzw. Veränderungen an den Gebäuden zu klären.

Das Westtor gilt seit seiner ersten Untersuchung in den Jahren 1937 und 1938 als ein Bauwerk des 10. Jh.; es handelt sich um ein Zwei-Kammer-Tor (Abb. 3). Da es, im Gegensatz zum Tor I (Nordtor) nicht durch halbrunde, vorgesetzte Türme nachträglich verändert wurde, sahen die Ausgräber in diesem Tor eine weniger repräsentative Anlage, die vor allem der Versorgung der Kernburg diente. In dieses Bild fügte sich trefflich ein, dass von diesem Tor aus der heutige Ort Schladen mit seiner am Ortsrand gelegenen, allerdings erst für das Hochmittelalter bezeugten Domäne gut zu erreichen ist.

Nicht zuletzt bei diesem Bau galt es, die Erhaltung des Mauerwerks hinsichtlich einer möglichen Präsentation bzw. späteren Visualisierung zu prüfen. Soweit sich dies anhand der wenigen, neu geborgenen Funde beurteilen lässt, kann an



Abb. 3: Das Westtor der Werla, Blick von innen nach außen. Im Hintergrund die Wehrmauer, am rechten Bildrand das Fundament des Erdwalls.



Abb. 4: Das Mauerwerk des Westtores; deutlich zu erkennen ist die unterschiedliche Ausführung von Fundament und aufgehendem Mauerwerk.

der Datierung des Tores in das 10. Jh. festgehalten werden. Nicht nur das gesamte Fundament (sieben Steinlagen), sondern auch Teile des aufgehenden Mauerwerks (zwei Lagen) wurden erfasst (Abb. 4). Die Erhaltung der Anlage ist demnach als ausgesprochen gut zu bezeichnen. Wie die Untersuchung des verwendeten Steinmaterials ergab, wurde für das Fundament sowohl Buntsandstein als auch Kalkstein verwendet; das Fundament wurde mit kleinen, handgroßen Bruchsteinen gestickt. Das aufgehende Mauerwerk hingegen wurde – soweit sich dies überhaupt noch erkennen lässt – aus großen Quadern gefertigt; hier wurde einheitlich Kalkstein verbaut. Reste kalkhaltigen Verputzes belegen, dass das ehemals wohl zweistöckige Gebäude weiß gehalten war; da keinerlei Hinweise auf Dachziegel oder Schieferdeckung vorliegen, wird man nicht fehlgehen, wenn man eine Dachdeckung mit Spaltbohlen voraussetzt.

Die Suchschnitte der Jahre 1934 und 1936 bzw. die Grabungsgrenzen der Jahre 1937/38 konnten eindeutig erfasst werden. Durch die Erweiterung der Grabungsflächen in bisher nicht untersuchte Bereiche gelang es zudem, neue Hinweise zur Anbindung des Tores an die Befestigung zu gewinnen; demnach wurde das Tor mit den anschließenden Teilen der Umfassungsmauer in einem Zuge errichtet.

Auch wurden sowohl nördlich als auch südlich des Tores die bisher unbekannten Fundamente eines Erdwalls entdeckt (Abb. 5). Seit den Grabungen des Jahres 1937 wird die Existenz dieses Walles diskutiert; er soll, so die gängige Meinung,



Abb. 5: Im anstehenden, dunkelbraun-humosen Erdreich zeichnet sich das Fundament des Erdwalls (8./9. Jh.) deutlich als helles, ockerfarbenes Band ab.

von einer älteren Anlage stammen. Allerdings war bisher unklar, ob dieser Wall tatsächlich die gesamte Hauptburg kreisförmig umschloss oder nur den nördlichen, flachen Zugang abriegelte. Mit der Freilegung des Wallfundamentes in den Bereichen südlich des Tores ist diese Frage entschieden: der Wall hat einst die gesamte Hauptburg umschlossen.

Sowohl das Westtor als auch die Umfassungsmauer überlagern das Fundament des Walles; dieser muss also älter sein. Allerdings bestand dieser Wall, wie die Ausgrabungen des Jahres 1963 zeigen, noch im späten 8. Jh. bzw. in der Zeit um 900 n.Chr. Damit eröffnet sich eine neue Perspektive zur Betrachtung der Werla: stammen die großen, wohl im gleichen Zuge errichteten Steingebäude tatsächlich aus der Zeit Heinrichs I., oder sind sie nicht vielmehr erst in der Zeit Ottos I. entstanden?

Im Bereich der so genannten „Kemenate“ zeigte sich, dass der bereits 1938 ergrabene Estrichboden noch vollständig erhalten ist (Abb. 6). Dies bietet für die oben bereits ange-deutete spätere Visualisierung vor Ort eine hervorragende Ausgangslage.

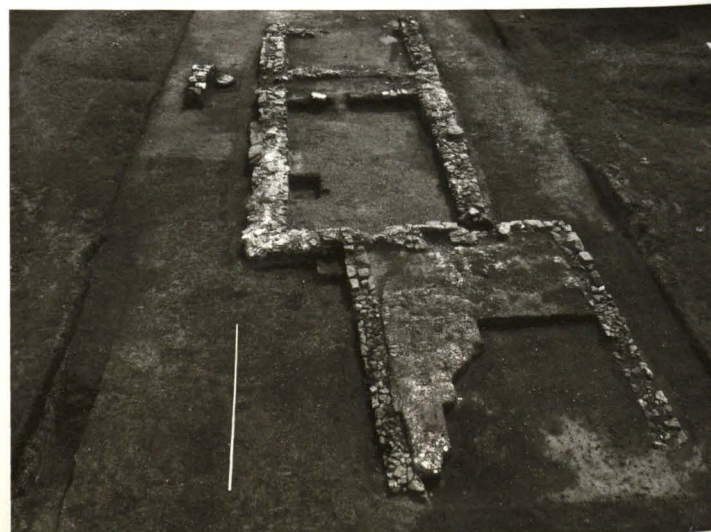


Abb. 6: Blick auf die Fundamente der sog. „Kemenate“ mit dem Gipsestrich (Vordergrund) und des sog. „Zwischenbaus“ (Hintergrund).

Überraschend ist die Erkenntnis, dass im Bereich dieses Gebäudes sowie im östlich anschließenden so genannten „Zwischenbau“ die Grabungen 1937/38 nicht zu Ende geführt worden waren; dies lässt sich beispielsweise an den unterschiedlichen, ebenfalls noch erhaltenen Laufniveaus erkennen. Die Dokumentation dieser Befunde mit modernen Mitteln erlaubt es, bisher noch offene Fragen zum zeitlichen Verhältnis der verschiedenen Umbauten zu beantworten. Demzufolge ist die „Kemenate“ zu den ältesten Gebäuden auf der Werla zu rechnen (10. Jh.), wohingegen der „Zwischenbau“ deutlich jünger ist (12./13. Jh.). Allerdings stellt dieser nicht, wie bisher vermutet, einen Anbau an die „Kemenate“ dar; vielmehr wurde diese vor Errichtung des „Zwischenbaus“ abgerissen und durch das jüngere Gebäude gewissermaßen ersetzt. Über die Gründe für diese umfassende Umgestaltung im Kernbereich der Hauptburg kann beim derzeitigen Stand der Grabung nur spekuliert werden.

Die Kapelle verfügt über ein langrechteckiges Kirchenschiff und eine halbrunde Apsis, ihre Maße betragen etwa 24 x 8 m. Von ihren mächtigen Fundamente sind nur noch spärliche Reste erhalten, doch lässt Dicke der Mauern den Schluss zu, dass die Kapelle über zwei Stockwerke verfügte. Ein querverlaufendes Fundament im westlichen Teil des Langhauses zeigt, dass der Bau über ein Westwerk verfügte, vermutlich einen vom eigentlichen Hauptschiff durch eine Mauer abgetrennten Eingangsbereich. Gerade dieses West-

werk war in der bisherigen Forschung umstritten; die Fundamentmauern galten zeitweilig sogar als nachträgliche Hinzufügung der Ausgräber. Auch wenn nicht alle mit diesem Westwerk verbundenen baugeschichtlichen Fragen geklärt werden konnten, ist doch die Erkenntnis, dass es sich tatsächlich um originales Mauerwerk handelt, für die Bewertung dieses Kirchenbaus von großer Bedeutung.

Aussagen zur Ausgestaltung der Kapelle können nur unter großem Vorbehalt getroffen werden. Spärliche Reste weißen Verputzes deuten auf die Gestaltung der Wände hin, an einer Stelle haben sich Reste des gepflasterten Fußbodens erhalten. Mehrfach wurden an den Innenseiten der Mauern Spuren eines Estrichbodens dokumentiert; auch diese Befunde waren in den Ausgrabungen der Jahre 1934/36 bzw. 1938 unbeobachtet geblieben. Die bei den Grabungen gefundenen Reste bemalter bzw. glasierter Ziegel zeigen, dass das Dach des Gebäudes aufwändig gedeckt war.

Anhand der geborgenen Keramik kann die Errichtung der Kapelle in das 10. Jh. datiert werden, möglicherweise in dessen 2. Hälfte. Ein erster Umbau fand wohl im 13. Jh. statt, ein zweiter deutet sich für das 14. Jh. an, kann aber nicht sicher bewiesen werden. Hier wird möglicherweise die genauere Auswertung der Altgrabungen und ihrer nur aus-schnitthaft publizierten Dokumentation, verknüpft mit den Ergebnissen der diesjährigen Untersuchung, weitere Ergebnisse erlauben.



Abb. 7: Das Gelände der Vorburgen, im Hintergrund der Harz mit dem Massiv des Brocken.

Die Vorburgen der Pfalz Werla – mehr Fragen als Antworten

Die archäologischen Ausgrabungen auf der Werla widmeten sich bisher vor allem der Hauptburg. Von dieser etwa kreisrunden Anlage (Durchmesser ca. 150 m) wurden beinahe 75% erforscht. Die Ausgrabungen in den beiden Vorburgen (Fläche ca. 400 x 600 m) hingegen umfassen nur etwa 5% der Anlage. Die Suchschnitte konzentrierten sich vor allem auf die Tore, den Wall und seinen Graben.

1938 wurden die Befestigungsanlagen erfasst; Gebäude hingegen konnten nicht entdeckt werden. So wurden die Vorburgen als „Heerburg“ gedeutet, als befestigte, unbebaute Fläche, in der das für die Feldzüge gegen die Slawen versammelte Heer lagern konnte. Bei dieser Auffassung spielte der Zeitgeist offensichtlich eine nicht unerhebliche Rolle. In den Jahren 1958 und 1960 hingegen wurden mehrere kleinere Gebäude und Grubenhäuser freigelegt, ferner mindestens ein Verhüttungs-Ofen. Diese Befunde belegten nach Ansicht der Ausgräber die geschlossene, dörfliche Besiedlung der Vorburgen. Demnach dienten diese zur Versorgung des Kaisers und seines Hofstaates bzw. sollten den Unterhalt der Pfalzanlage sichern.

Angesichts dieser gegensätzlichen Interpretationen erschien es unbedingt erforderlich, bei den neuen Untersuchungen auf der Werla auch die Vorburgen einzubeziehen (Abb. 7). Durch Mitarbeiter der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz, Institut für Vor- und Frühgeschichte, wurde daher als erste Teilfläche das unmittelbar nördlich der Hauptburg gelegene Areal (ca. 6 ha) geophysikalisch prospektiert, die Fortsetzung der Prospektion ist für den Winter 2007/08 geplant. Bereits die erste, noch nicht abschließende Betrachtung dieser Messungen zeigte, dass zumindest für diesen Bereich der Vorburg mit einer dichten Bebauung zu rechnen ist; dabei dürfte es sich vor allem um Grubenhäuser handeln. Wenn diese geomagnetischen Messungen abgeschlossen sind, wird sich das Bild der Vorburgen wesentlich erweitern lassen: erstmals wurden annähernd 100% der Fläche untersucht – vielleicht wurden auch hier die Grenzen der Erkenntnis durchbrochen?

Die Pfalz Werla und ihr Umland – das Gräberfeld von Werlaburgdorf

Eine jede mittelalterliche Pfalz war, um ihre Aufgaben als zeitweiliger Sitz des Königs erfüllen zu können, auf die Versorgung aus ihrem unmittelbaren Umland angewiesen. Allerdings ist für kaum eine Pfalz die weitere Umgebung näher erforscht.

Vor diesem Hintergrund verdient der annähernd 260 Körpergräber umfassende Friedhof von Werlaburgdorf besondere Aufmerksamkeit. Es handelt sich nicht nur um die größte Nekropole ihrer Art im Braunschweiger Land, sondern auch um die einzige, die vollständig untersucht werden konnte.

Diesen Friedhof nutzte eine ländliche, einfache Bevölkerung. Die hier bestatteten Menschen lebten im Angesicht der Pfalz; sie mussten, wie die anthropologische Untersuchung des Skelettmaterials ergab, schwere körperliche Arbeit verrichten (Landwirtschaft, Textilherstellung u.a.m.). Setzt man die Zahl der bekannten Gräber in Verhältnis zu der Nutzungsdauer des Friedhofs, so lässt sich errechnen, dass fünf bis sieben Familien am Ort wohnten.

Die wenigen erhaltenen Beigaben – darunter eine Taubenfibula – zeigen, dass das Christentum in dieser Gemeinschaft nicht unbekannt war. Zumindest eine Familie gehörte zu einer etwas gehobeneren Gesellschaftsschicht an und dürfte die führenden Positionen bekleidet haben.

Im 9./10. Jh. erfasste ein tiefgreifender Wandel das sächsische Gebiet – es wurde politisch neu organisiert und das Christentum begann, sich durchzusetzen. Der Friedhof von Werlaburgdorf bietet also einen ganz besonderen Blick auf die Pfalz Werla und die Folgen, die deren Errichtung für die ländliche Bevölkerung hatte.

Der Autor

Markus C. Blaich
Niedersächsisches Landesamt für Denkmalpflege
Regionalteam Braunschweig
Husarenstraße 75
38102 Braunschweig

Abbildungsnachweis

Abb. 1, 3-7: H. Meyer, Grabung Pfalz Werla
Abb. 2: A. Grüttemann / H. Meyer, Grabung Pfalz Werla

Literaturhinweise

Binding, Günther: *Deutsche Königspfalzen. Von Karl dem Großen bis Friedrich II. (765-1240)*. Darmstadt 1996.

Blaich Markus C. / Grefen-Peters, Silke: *Kinder, Kinder – Zur Paläodemographie des frühmittelalterlichen Gräberfeldes von Werlaburgdorf, Ldkr. Wolfenbüttel. Archäologie in Niedersachsen* 10, 2007, S. 98-101.

Ring, Edgar: *Bibliographie zur Werla-Forschung. Harz-Zeitschrift N.F.* 37, 1985, S. 11-35.

Seebach, Carl-Heinrich: *Die Königspfalz Werla. Die baugeschichtlichen Untersuchungen. Göttinger Schriften zur Vor- und Frühgeschichte, Band 8*. Neumünster 1967.

Slawski, Robert: *Die Königspfalz Werla – Forschungsreise in das 10. Jahrhundert. Braunschweig* 2005.

Friedrich Spee (1591 – 1635)

der Patron der Wendeburger Weidenkirche

Text von Otto Pfingsten

„Spees deutsches Buch Gülden – Tugend – Kleinod schien mir ein ganz göttliches Buch zu sein und ich wünschte es in den Händen aller Christen. Es gibt viele Autoren der Theologie, aber ich weiß nicht, ob je einer ein so solides Andachtsbuch geschrieben hat... Wunderbar ergriffen wurde ich, so oft ich seine Ausführung über die Natur und Wirksamkeit der göttlichen Liebe las. Ich weiß nicht, ob je ein Schriftsteller, der für das Volk geschrieben, diese so wichtige Materie nach ihrem Wert behandelt hat mit Ausnahme dieses einen Autors“. So hat Gottfried Wilhelm Leibniz, der große Universalgelehrte – gestorben 1716 in Hannover – über ein Buch Friedrich Spees geurteilt. Leider ist sein Wunsch, Spees Schriften in den Händen aller Christen zu finden, bisher offensichtlich nicht in Erfüllung gegangen. Leider ist überhaupt – ebenfalls zu Unrecht – das gesamte Wirken Spees in unserer Gegend weitgehend in Vergessenheit geraten. Dabei hat sein ebenso mutiger wie kluger Kampf gegen die Hexenverbrennungen unzählige Frauen auch im Braunschweiger Land vor Folter und Hinrichtung bewahrt. Sein 1631 in Rinteln gedrucktes Buch „Cautio Criminalis“ beendete zwar nicht schlagartig alle Hexenprozesse, trug aber wesentlich zu ihrer Eindämmung bei.

Friedrich Spee war der Sohn eines Amtmannes vom Niederrhein. Nach der Herkunft seines Familienzweiges erhielt er die Zusatzbezeichnung „von Langenfeld“. (Diese Familie ist ausgestorben; die heute noch lebenden Nachkommen der Grafen v. Spee stammen von der Linie „Altenhof“ ab). 1591 erblickte Friedrich Spee in Kaiserswerth / Düsseldorf das Licht dieser Welt. Im nahegelegenen Köln ging er zur Schule und im schon nicht mehr ganz so nahegelegenen Trier trat er mit 19 Jahren in den Jesuitenorden ein. Sein Herz schlug für die Mission – er wollte in ferne Lande reisen, nach Indien oder Ostasien. Aber es sollte anders kommen.

Aus einem zunächst kleinen regionalen Konflikt in Prag entwickelte sich ein Brand, der bald das ganze Heilige Römische Reich erfassen sollte. 30 Jahre lang dauerte jener Krieg, der von einem Morden und Töten begleitet war, wie es bisher die Welt noch nicht gekannt hatte. In unsere Gegend kam der Krieg im Sommer 1626. Südlich von Wolfenbüttel, bei Lutter am Barenberg trafen die Kaiserlichen unter ihrem General Tilly auf die Truppen des Niedersächsischen Kreises. Die Niederlage der Evangelischen war total und blutig: über 4.000 Soldaten blieben erschlagen auf dem Schlachtfeld zurück.

Das siegreiche Hauptheer des Kaisers überwintert auf der sogenannten Lange Wiese zwischen Bettmar und Lafferde. General Tilly bezieht sein Quartier zunächst im Posthof zu Groß Lafferde, später wählte er als Winterquartier den Schwichelder Hof in Peine. Irgendwann im Spätsommer 1626 kommen Spanische Reiter plündernd und mordend auch nach Wendeburg. Unter den Erschlagenen ist der evangelische Pfarrer des Ortes, der 55-jährige Andreas Gebhardi.

Der Hass auf alles „Katholische“ ist in unseren Ortschaften entsprechend groß. Und die Verbitterung steigert sich noch, als nun die Menschen aus Stadt und Amt Peine wieder die katholischen Konfessionen anzunehmen gezwungen werden. Seit Mitte des 16. Jahrhunderts war Peine mit den umliegenden Ortschaften in Pfandbesitz von Holsteiner Gra-

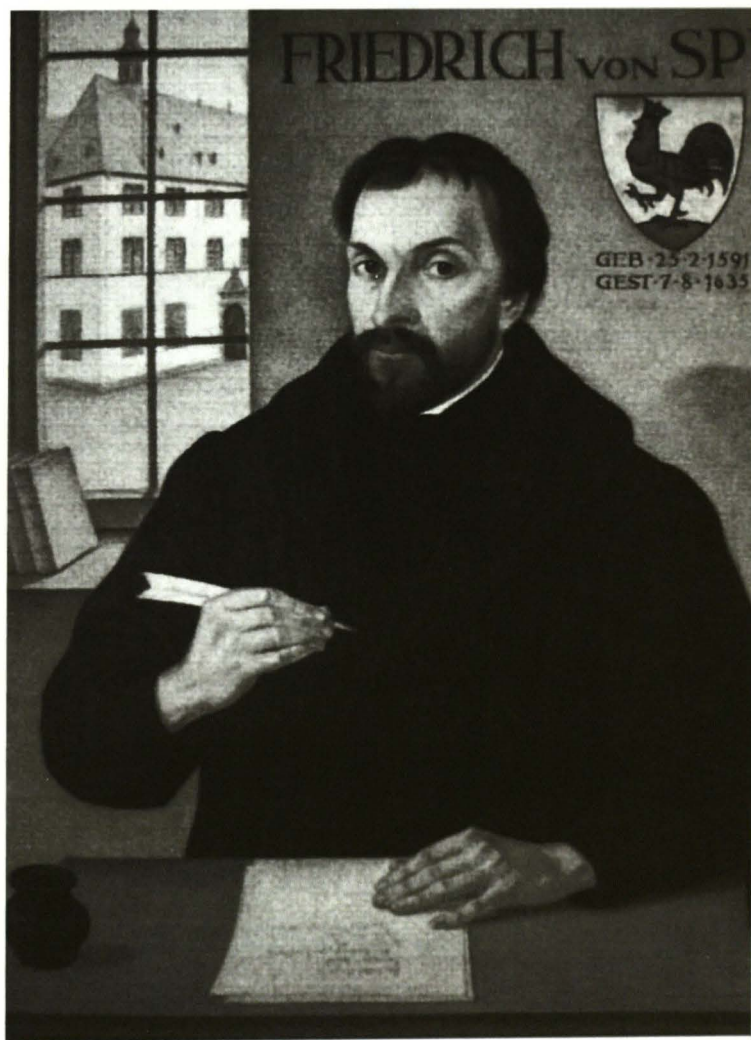


Abbildung
Ölbild von Martin Mendgen
(1893 – 1970), 1930,
Städt. Museum Trier

fen gewesen. In dieser Zeit hatte sich dort die Lehre Luthers ungestört entfalten können. Als das Amt Peine im Jahr 1600 wieder zurück an die Stiftsregierung Hildesheim fällt, wird in einem Revers den Peiner Untertanen volle Glaubensfreiheit verbrieft.

Nun ist diese Zusicherung nicht mehr das Papier wert, auf dem es einst ausgestellt ist. Nach der für die Kaiserlichen siegreichen Schlacht von Lutter am Barenberg fordert der Landesherr Hildesheims, Fürstbischof Ferdinand v. Köln die Wiedereinführung der katholischen Religion.

Und so kommt es, daß Friedrich Spee nicht ins Heidenland nach Indien geschickt wird, sondern auf Wunsch seines Landsherrn nach Peine ziehen muss. Zusammen mit dem ihm beigegebenen Laienbruder Dynand soll er mit Nachdruck und Strenge im Peiner Raum den katholischen Glauben zum Durchbruch verhelfen. Im Herbst 1628 bezieht Spee eine kleine Wohnung am Marktplatz. Natürlich wird Spee nicht überall hier mit offenen Armen empfangen – im Gegenteil. 2 Briefe Spees aus dieser Zeit sind erhalten, in denen sich die Schwierigkeit bzw. sogar Unmöglichkeit seines Auftrags widerspiegelt.

Am 29. April 1629 bekommt Spee den Hass auch körperlich zu spüren: er wird überfallen. Wolfgang Lohmeyer beschreibt in seinem Roman über Spee diesen Überfall in der

Nähe von Woltorf so: „Der Hengst scheute. Mit aller Kraft riß Spee das Tier zurück, der unvermutete Halt schleuderte ihn auf den Pferdehals. Der Weg war versperrt. Von links, von rechts sind sie aus dem Dickicht gebrochen: zwei Reiter, Hüte tief in der Stirn. Das blinkende Rohr, die schwarze Mündung. Der Blitz. Es pfeift über seinen Rücken, die Kugel schlägt hinter ihm ins Gebüsch.“ Spee kann schwerverletzt seinen Angreifern entkommen, er schleppt sich noch in die Kirche von Woltorf, dann aber bricht er zusammen. Später heißt es: „Er wurde mit dem Degen dermaßen zerhackt, daß er 7 Wunden ins Haupt und 2 in den Rücken bekam, die tödlich aussahen.“ Zum Glück für Spee- und auch für die Menschen seiner Zeit – sind die Verwundungen zwar schwer, aber eben nicht tödlich. In Peine und bald darauf in Hildesheim wird Spee ärztlich versorgt. Zur Wiederherstellung seiner Gesundheit zieht er sich in das Kloster Falkenhagen – es liegt etwa 7 km östlich von dem Weserstädtchen Polle – zurück.

Von Peine aus wird ein Fähnrich mit Berittenen ausgesandt, um den oder die Attentäter zu suchen. Aber sie kommen natürlich zu spät. In Verdacht gerät der abgesetzte evangelische Pastor des Ortes, ein Tyle (oder Thiel bzw. Tilemann) Walckeling. Dieser aus Beckum / Peine stammende Pfarrer muss ein aufbrausender Querkopf gewesen sein; in den umliegenden Dörfern ist er als „der tolle Pfaffe zu Woltorf“ bekannt. Aber ihm, der sich nachweislich als erster um den Verletzten gekümmert und ihn verbunden hat, kann keine Schuld nachgewiesen werden. Später 1630 / 1631 finden wir diesen Walckeling im Braunschweiger Land als Pfarrer von Calbecht (heute ein Stadtteil von Salzgitter). Aber auch dort kann sich dieser „tolle Pfaffe“, der sich den Vernehmen nach lieber in Dorfkneipen herumschlägt als Gottes Wort zu predigen, nicht lange halten. Er wird Söldner und soll später in Klieken bei Roßlau an der Elbe gewirkt haben.



Abbildung
Die Weidenkirche in Wendenburg.
Foto: Uwe Krebs

Vielleicht schon in Peine, mit Sicherheit dann aber im Kloster zu Falkenhage, hat Spee sich mit jenem Buch beschäftigt, das ihm später weltberühmt machen sollte, der „Cautio Criminalis“. Bis Ende 1629 ist Spee zu Gast bei den Brüdern des dortigen Kreuzklosters. Belegt ist, daß sich Spee im September des Jahres eine Woche lang im Kloster Corvey / Weser aufhält. Ein Verwandter von ihm, Arnold v. Waldois, lebt dort als Prior des Konvents. Es ist durchaus denkbar, daß Spee mit diesem Prior auch die weiter flußabwärts liegende Weserstadt Rinteln besucht hat.

Das Leben von Friedrich Spee war nie einfach. Oft fühlte er sich gezwungen, ausgetretene Pfade zu verlassen und sich auf Schleichwege zu begeben. Das, was Spee damals in Rinteln tat oder tun ließ, war zweifellos etwas für seine Zeit ganz Ungewöhnliches: es spricht für den phantasievollen Mut bzw. auch die Chuzpe dieses Pfarrers. Wer im einzelnen seine Mitstreiter waren – und Spee muss mehrere einflussreiche Gönner gehabt haben – wissen wir nicht. Auch bleibt im Dunkeln, über welche Kanäle das Manuskript Spees nach Rinteln gelangte. Feststellen können wir nur: in einer Zeit, in der evangelische und katholische Christen sich blutig bekämpfen, kommt es in Rinteln zu einer fruchtbaren ökumenischen Zusammenarbeit. Da lässt der Jesuit Spee – in klarer Verletzung seines Ordensgehorsams – ein Buch ohne Genehmigung durch seine Vorgesetzten veröffentlichen.

Er lässt dieses Buch anonym drucken bei einem protestantischen Verleger, der auch das finanzielle Risiko trägt. Dieser Drucker und Verleger Peter Lucius, aus Gießen gebürtig, war gleich nach Gründung der Universität Rinteln durch Graf Ernst im Jahr 1621 als akademischer „Typographus“ in die Weserstadt gekommen. Ob er das Buch – wie es seine Pflicht gewesen wäre und wie es die 2. Auflage auch behauptet – der Universität bzw. der juristischen Fakultät zur Genehmigung vorgelegt hat, ist mehr als fraglich. Zumindest hat Peter Lucius absolut keine Schwierigkeiten, die vielleicht 1000 Exemplare der „Cautio“ loszuwerden – sie sind offenbar schnell vergriffen. Bereits im Mai 1631 berichtet entsetzt der Paderborner Weihbischof Pelcking, ein Minorit, in einem Brief an seinen Kollegen in Osnabrück von Erscheinen dieses pesthaltigen Buches („liber pestilentissimus“): es sei von den Studenten gelesen und schon so verbreitet im Lande, daß der Schaden nicht wieder gut zu machen sei.

In einem Punkt hat Pelcking sicher recht: die Gedanken Spees sind jetzt nicht mehr aufzuhalten. Bereits im folgenden Jahr erscheint eine erweiterte 2. Auflage – hier wissen wir noch weniger über Drucker und Erscheinungsort bescheid. Auch bei der 2. Auflage hat Spee offensichtlich erfolgreich Schleichwege beschritten. Günter Franz vermutet, daß sowohl der angebliche Verleger Gronäus als auch der Druckort Frankfurt „getürkt“ sind, wahrscheinlich sei diese 2. Auflage in Köln hergestellt. (G. Franz: „Friedrich Spee und die Bücherzensur“ in G. Franz (Hrsg) „Friedrich Spee zum 400. Geburtstag“, Paderborn 1995, S. 67-102)

Feststellen können wir nur: mit den Argumenten Spees gegen die Hexenprozesse setzt man sich nun ernsthaft auseinander. Die Tage, in den der vom Kölner Kurfürsten eingesetzte fanatische Hexeninquisitor Dr. Heinrich v. Schultheiß ungehindert 100te von Frauen verbrennen lassen kann, sind gezählt. Spee selbst hat natürlich mit vielen Anfeindungen zu kämpfen. In Paderborn darf er keine Vorlesungen mehr halten, sein Ordensgeneral Vitelleschi in Rom, möchte Spee aus dem Verband der Jesuiten entfernen. Aber offensichtlich hält der zuständige Provinzial Goswin Nickel seine Hand schützend über den Pater. Er schickt Spee als Lehrer an die Universität Trier. Dort ist Spee am 7. August 1635 an der Pest gestorben und noch am gleichen Tag beigesetzt.

In der Hannoverschen Allgemeinen Zeitung vom 05.02.1991 hat Heiko Postmer einen Nachruf auf Spee verfasst. Dieser Artikel schließt mit den Sätzen: „Friedrich Spee: ein Aufklärer in Deutschlands finsterster Zeit. Ein sanftmütiger Rebell. Ein wunderbarer Künstler. Ein Mensch der Wahrheit. Ein Großer.“ Dem ist nichts hinzuzufügen. Wir Wendebürger sind stolz, daß wir nach diesem Großen der Geschichte im Juli 2007 eine Kirche nennen durften. Sie ist weltweit die erste Kirche, die Spees Namen trägt.



Abbildung
Titel des Buches „Cautio Criminalis“

Der Höckerschwan ist regelmäßiger Brutvogel

An großen und kleinen Gewässern, Teichen und Seen sowie an ruhigen Wasserläufen unseres Kreisgebietes können wir den Höckerschwan beobachten. Er verdankt seinen Namen dem schwarzen Schnabelhöcker, der beim Männchen stärker ausgeprägt ist als beim Weibchen. Oft können wir das Höckerschwan-Männchen beobachten, wie es seine Imposterhaltung einnimmt, das segelartige Spreizen der Flügel.

Ein Schwanenpaar bleibt meistens bis zum Tode des Partners zusammen und lebt in steter Partnerschaft. Das große Nest baut das Weibchen, das Männchen holt das Nistmaterial aus der näheren Umgebung. Die 4 bis 8 Eier werden überwiegend vom Weibchen ausgebrütet. Das Männchen hält sich in der nächster Nähe des Gewässers auf und bewacht das brütende Weibchen. Die Jungen schlüpfen nach etwa 30 bis 35 Tagen und werden von beiden Eltern betreut. Sie sind grau gefärbt, und erst nach 4 Monaten sind sie flugfähig. Die Nahrung des Höckerschwans besteht meist aus pflanzlicher Nahrung.

Das ganze Jahr über sind Höckerschwäne im Wasservogelreservat zu beobachten. Den ganzen Winter über, auch bei völliger Vereisung der Wasserflächen, sind bis zu 6 Exemplare anzutreffen.

Am 20. März 2000 konnte ich einen Höckerschwan mit gelber Halsmanschette (Code Nr. AP 36) ausmachen, der sich im „Wasservogelreservat Schöppenstedter Teiche“ inmitten von 20 anderen Artgenossen aufhielt. Diese Beobachtung habe ich dem zuständigen Koordinationsbüro in Holland gemeldet. Dieser Höckerschwan wurde am 15.07.1998 im Hauptbecken des Alfsees bei Osnabrück beringt. Dieser Schwan suchte zwischen 1998 und 2002 Feuchtgebiete bei Minden, Nienburg, Osterholz, das Wasservogelreservat Schöppenstedter Teiche und das Westufer des Steinhuder Meeres auf.





Im Wasservogelreservat ist der Höckerschwan seit der Renaturierung der Teiche stetiger Brutvogel:

Im Frühjahr 1999

hat er auf einer kleinen Insel im Kleinen Teich gebrütet. Beide Altvögel führten die 8 Jungen, die vom Beobachtungsstand aus der Nähe beobachtet werden konnten.

Im Jahr 2000

brüteten 3 Höckerschwanpaare: Ein Brutpaar führte 5 Junge. Die anderen 2 Brutpaare haben das Nest und Gelege verlassen.

2002

brüteten abermals 3 Brutpaare im Teichgebiet. 2 Paare im Großen Teich und 1 Paar im Kleinen Teich.

2003 und 2004

finden keine Bruten statt.

2005

brüteten wieder 2 Brutpaare im Teichgebiet. 1 Brutpaar mit 4 Jungen im Großen Teich und 1 Brutpaar im Kleinen Teich mit ebenfalls 4 Jungen.

2006

brüteten erneut 2 Brutpaare im Teichgebiet. 1 Paar mit 4 Jungen im Großen Teich und 1 Brutpaar mit 6 Jungen im Kleinen Teich. Das Brutpaar mit den 6 Jungen siedelte sich auf der direkt am Teich vorbei fließenden Altenau an.

Es ist eine Freude zu sehen, mit welcher Sorgfalt die Alten ihren Nachwuchs auf den Rücken und Flügeln tragen, wenn die Kleinen vom Schwimmen müde sind. Das reiche Nahrungsangebot, die Beliebtheit beim Menschen und das Fehlen natürlicher Feinde schaffen dem Schwan günstige Lebensbedingungen.

Der anmutige Höckerschwan galt früher als Glücksbote, vielleicht deshalb, weil seine Rückkehr aus dem Überwinterungsgebiet das Ende der kalten Jahreszeit verhieß.



Die Entwicklung und Stärkung der Landwirtschaft im Braunschweiger Land durch die Agrargesetze des 19. Jahrhunderts.

Text von Harald Schraepler

Die gemeinschaftlichen Bodennutzungen der Weiden- und Ackerflächen und der Gemeinheiten bildeten Anfang des 19. Jahrhunderts ebenso wie die Reallasten ein sehr großes Hindernis für die Entwicklung der Land- und Forstwirtschaft und damit des allgemeinen Wohlstandes im Herzogtum Braunschweig.

Das Verdienst Herzog Wilhelms war es, dieses nicht nur erkannt, sondern auch Abhilfe geschaffen zu haben. In der neuen Landschaftsordnung von 1832 wird im § 36 ausdrücklich ausgeführt, dass die Aufhebung der Reallasten gegen Entschädigung verlangt werden kann.

Das Jahr 1834 ist für die Landwirtschaft von sehr großer Bedeutung. Am 20. Dezember dieses Jahres werden von Herzog Wilhelm sowohl die Ablösungsordnung, die die Ablösung von Reallasten gegen Entschädigungskapital ermöglichte, als auch die Gemeinheitsteilungsordnung und das Gesetz die Organisation und den Geschäftskreis der Herzoglichen Landes-Ökonomiekommision sowie für das Verfahren in Separations- und Ablösungssachen erlassen.

Die Verabschiedung aller Gesetze erfolgte nach langen und intensiven Beratungen der Regierung mit der Ständeversammlung. Sie setzte auch

Gemeinde	Jahr der		Größe	Privatbesitz an Acker, Wiesen, Anger, Forsten				Durchschnittskosten pro ha			
	Ausfüh- rung	Rezeß- bestätig.	der Feldmark	vor nach				des Verfahrens		der Anlagen	
				der Separation				M	Pfennig	M	Pfennig
				Fläche ha	Zahl- Besitz- stücke	Fläche ha	Zahl- Besitz- stücke				
Krs BS Amt Riddagshausen											
Stöckheim	1848	1852	635	432	829	599	235	10	10	7	77
Ober-Sickte	1849	1874	461	291	1021	431	182	15	80	19	63
Nieder-Sickte	1849	1874	684	531	1085	639	168	15	00	27	53
Mascherode	1850	1854	657	450	659	619	256	8	20	7	70
Hötzum	1851	1857	543	357	893	512	213	13	80	21	80
Melverode	1859	1861	280	225	220	258	95	16	27	17	46
Rautheim	1870	1877	850	664	1743	792	431	19	63	48	30
Krs u. Amt Wolfenbüttel											
Ahlum	1842	1854	808	722	1115	783	131	14	00	8	84
Salzdahlum	1846	1857	1296	919	1135	1249	271	13	43	14	17
Apelnstedt	1848	1856	364	329	605	347	114	12	52	16	04
Atzum	1858	1866	524	393	669	491	178	20	48	20	92
Gr. Stöckheim	1852	1861	368	287	405	338	184	17	03	13	40
Quelle: Rudolf Lüderßen „Befeigung und Mobilisierung des Grundbesitzes im Herzogtum Braunschweig 1881“.											

durch, dass eine Ablösung gegen Land nicht mehr möglich war. Die Gesetze wurden von der Ständeversammlung mit großer Mehrheit angenommen.

Zwar war bereits am 1.7.1823 eine Verordnung über die Gemeinheitsteilung und die Ablösung von Berechtigungen erlassen worden, diese war jedoch vorläufiger Art. Die politischen Schwierigkeiten, insbesondere nach 1823, hatten eine endgültige und vollständige Regelung nicht zugelassen.

Durch die Gemeinheitsteilungsordnung von 1823 war zwar schon eine Landesökonomiekommmission geschaffen worden, jedoch hielt die Ständeversammlung eine Reorganisation der Behörde insbesondere im Hinblick auf ihren Wirkungskreis für erforderlich. Die oben angeführten Gesetze sind in der Folgezeit mehrmals novelliert worden.

Das für die Arbeiten erforderliche Personal mit juristischer, ökonomischer, forstmännischer und feldmesserischer Vorbildung und die Boniteure mußten weitgehend nach 1835 erst eingestellt werden. Da das Interesse an den Ablösungen besonders groß war, wurden diese vorrangig bearbeitet. Mit den Teilungen der Gemeinheiten wurde im wesentlichen erst in den 40er Jahren begonnen.

Bei den Gemeinheitsteilungen ist zu unterscheiden zwischen der zuerst durchzuführenden General- und der sich anschließenden Spezialteilungsseparation. Erstere beinhaltet die Teilung des Gemeinschaftsbesitzes unter den auf diesem berechtigten Gemeinheiten, d.h. die Reihewohner einerseits und der berechtigten Ritter- und Klostergüter bzw. Domänen andererseits.

Auch Salzdahlum und die umliegenden Gemeinden haben die Separation frühzeitig beantragt. Aus der folgenden Aufstellung sind die Daten über Ausführung und die Rezeßbestätigung, aber auch über den Zusammenlegungserfolg und die entstandenen Kosten zu entnehmen.

Die unterschiedlichen Kosten für das Personal resultieren aus der Größe der Gemeinden und der Laufzeit des Verfahrens. Die Kosten der Anlagen hängen sehr stark von den Geländeverhältnissen und davon ab, ob viele Staatsstraßen oder Communicationswege in der Feldmark vorhanden sind. Auch ergaben sich im Laufe der Zeit durch die Geldentwertung höhere Preise und Löhne.

Ziel der Separation war neben der Teilung der Gemeinheiten und ihre Überführung in Privatbesitz die Zusammenlegung der Flächen und die Anlage und der Ausbau eines guten Wege- und Gewässernetzes, das auch eine Drainierung der Flächen ermöglichte.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass mit Reformgesetzen eine der bedeutensten Reformen im Herzogtum in die Wege geleitet worden ist, die zur Förderung der Landeskultur, des allgemeinen Wohlstandes aber auch zur Gestaltung der Dörfer beigetragen hat. Zugleich ist das Bauerntum mehr als in anderen deutschen Territorien gestärkt worden.

Die Gemeinheitsteilung und die Ablösungen haben der Landwirtschaft im Braunschweiger Raum eine sehr gute Grundlage für die Bewirtschaftung der Flächen im 19. und 20. Jahrhundert verschafft.

Das zeigt sich auch daran, dass auch heute das Wege- und Gewässernetz in sehr vielen Gemeinden noch weitgehend so vorhanden ist, wie es damals angelegt wurde. Es ist zu hoffen, dass es auch im 21. Jahrhundert den Landwirten eine erfolgreiche Bewirtschaftung der Flächen ermöglicht.

Herr Dr. Richard Moderhack hat am 14.10.2007 sein 100 Lebensjahr vollendet.

Dazu gratuliert ihm auf diesem Wege der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz recht herzlich und wünscht ihm für die Zukunft weiterhin gute Gesundheit und Schaffenskraft.

Herr Dr. Moderhack wurde 1945 zum Leiter des Stadtarchives der Stadt BS berufen und hat, obwohl nicht aus dem Braunschweigischen Land stammend, hervorragende Leistungen für die Braunschweigische Geschichte erbracht.

Im Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz ist Herr Dr. Richard Moderhack seit dem 01.01.1949 Mitglied.

Wir danken ihm für die nunmehr 58-jährige Mitgliedschaft und hoffen dass er dem Landesverein noch lange erhalten bleibt.

Harald Schraepler.

Dr. Richard Moderhack (Braunschweig) zum 100. Geburtstag **Ein archivarisches Urgestein der deutschen Archivlandschaft**

Text und Foto von Dr. Manfred R. W. Garzmann (Braunschweig)

Der deutschen Archivarszunft steht ein höchst seltenes Ereignis bevor: Archivdirektor i. R. Dr. Richard Moderhack (Braunschweig) feiert am 14. Oktober 2007 seinen 100. Geburtstag. Er dürfte im weitgespannten deutschsprachigen Raum der einzige Archivar sein, der in diesem hohen Alter noch wissenschaftlich publiziert. Der Jubilar hat sich als Gründungsmitglied des Verbandes deutscher Archivarinnen und Archivare (VdA) große Verdienste erworben. Von 1946 bis 1948 gehörte er dem Gründungsvorstand des VdA als Schriftführer an und unterhielt in Braunschweig eine Auskunfts- und Vermittlungsstelle für die aus dem Zweiten Weltkrieg heimkehrenden Archivare.



Richard Moderhack entstammt brandenburgischen Handwerkerfamilien und wurde am 14. Oktober 1907 in Berlin geboren. Nach dem Abitur (1927) studierte er an der 1810 durch Wilhelm von Humboldt gegründeten Friedrich-Wilhelms-Universität seiner Heimatstadt (der heutigen Humboldt-Universität) Geschichte, Germanistik, Anglistik und Philosophie. Der knapp Fünfundzwanzigjährige wurde im Sommersemester 1932 mit einer von Willy Hoppe und

Robert Holtzmann betreuten stadthistorischen Untersuchung „Die ältere Geschichte der Stadt Calau in der Niederlausitz“ zum Dr. phil. promoviert. Seine mit großer Akribie verfaßte, materialengesättigte Dissertation ist für die heutige Stadtgeschichtsforschung auch deshalb von unschätzbarem Wert, weil sämtliche darin ausgewerteten Archivalien durch den Zweiten Weltkrieg vernichtet wurden.

Der Promotion schlossen sich von 1932 bis 1935 Tätigkeiten an, die seinen zukünftigen Berufsweg aufs Nachhaltigste beeinflußt haben: Lexikonredakteur für Geschichte beim Propyläen-Verlag Berlin und das 1. Staatsexamen für das höhere Lehramt. Seine archivarische Ausbildung erfolgte von 1936

bis 1937 als ordentliches Mitglied des von Albert Brackmann konzipierten und 1930 eröffneten Institutes für Archivwissenschaft (IfA) beim Preußischen Geheimen Staatsarchiv in Berlin-Dahlem. Anschließend (1938) trat er in den preußischen Archivdienst ein, wurde 1941 zum Staatsarchivrat ernannt und blieb zugleich als Mitarbeiter des Brandenburgischen Provinzialverbandes mit der Inventarisierung der Bau- und Kunstdenkmäler in den Kreisen Templin, Nieder-

barnim und Sorau sowie in der Stadt Forst beauftragt. Von 1940 bis 1945 war er zur Wehrmacht mit verschiedenen Verwendungen an der West- und Ostfront eingezogen und blieb nach kurzer britischer Kriegsgefangenschaft vorerst in Schleswig – Holstein, da sich die beabsichtigte Rückkehr in seine schwer zerstörte Heimatstadt Berlin nicht verwirklichen ließ.

Eine neue, äußerst bedeutungsvolle Schaffensperiode begann für den Jubilar am 1. November 1945 mit seiner im Nachhinein als sehr glücklich bewerteten Berufung an das Stadtarchiv Braunschweig, das zu den beständereichsten deutschen Kommunalarchiven zählt. Mit bemerkenswertem Elan hat er sich für einen beschleunigten und organisatorisch durchdachten Wiederaufbau des Stadtarchives und der ihm angeschlossenen wissenschaftlichen Stadtbibliothek eingesetzt: für die baldige Rückführung der wertvollen Archivalien aus den kriegsbedingten Auslagerungsstätten und für die notwendige Neuordnung der umfangreichen Bestände sowie deren leichteren Zugang für Benutzerinnen und Benutzer. Die initiativreichen und verantwortungsvollen Tätigkeiten (seit 1956 als Nachfolger von Professor Dr. Dr. Werner Spieß im Amte des Direktors) prägten fast ein volles Vierteljahrhundert die gesamte Dienstzeit des Jubilars: Er veröffentlichte eine beneidenswert lange Reihe wissenschaftlich fundierter Beiträge (sein Schriftenverzeichnis umfaßt derzeit weit über 200 Einzeltitel), von denen hier lediglich die facettenreiche Publikation „Hundert Jahre Stadtarchiv und Stadtbibliothek Braunschweig 1861 – 1961“ (1961) sowie die für viele andere deutsche Städte vorbildlich gewordene Redaktion der „Brunsvicensia Judaica. Gedenkbuch für die jüdischen Mitbürger der Stadt Braunschweig 1933 – 1945“ (1966) erwähnt werden. Während seines Direktorates hat der Jubilar die imponierende Zahl von 24 Bänden der renommierten Serie „Braunschweiger Werksstücke“ herausgegeben. Im Jahre 1963 gründete er die Arbeitsgemeinschaft niedersächsischer Kommunalarchivare (ANKA), die bisher

mehr als 40 Tagungen mit aktuellen Themen zur archivarischen Fortbildung im gesamten Bundesland Niedersachsen durchgeführt hat.

Nach seiner 1970 erfolgten Ruhestandsversetzung hat sich Richard Moderhack an einer intensiven Erforschung der komplexen Stadtgeschichte Braunschweigs maßgeblich beteiligt: So schrieb er einen Abriß der älteren Stadtgeschichte für den großen Atlas „Die Geschichte der Stadt Braunschweig in Karten, Plänen und Ansichten“ (1981), fungierte als Herausgeber des stattlichen Sammelbandes „Braunschweigische Landesgesichte im Überblick“ (3 Auflagen 1976, 1977 und 1979) und verfaßte informative Beiträge für die Festschrift zur Ausstellung „Brunswiek 1031 – Braunschweig 1981“ (1981).

Bedeutsame Ehrungen sind dem Jubilar zuteil geworden. Bereits 1947 ernannte ihn die Historische Kommission für Niedersachsen und Bremen zu ihrem Mitglied wie ebenfalls die Familienkundliche Kommission für Niedersachsen und Bremen sowie angrenzende ostfälische Gebiete im Jahre 1964. Der Braunschweigische Geschichtsverein berief ihn 1973 zu seinem Ehrenmitglied. Schon 1970 verlieh ihm der Niedersächsische Ministerpräsident das Verdienstkreuz erster Klasse des Niedersächsischen Verdienstordens und die Stadt Braunschweig 1988 die Bürgermedaille für besondere kulturelle Verdienste.

Dr. Richard Moderhack hat ein wichtiges Kapitel Braunschweiger Stadtgeschichte, braunschweigischer Landesgeschichte und deutscher Archivgeschichte geschrieben, und zwar als stets aufmerksamer und konstruktiv – kritischer Zeitzeuge. Dem Jubilar gilt unsere herzliche Gratulation zu seinem 100. Geburtstag, verbunden mit den besten Wünschen für gute Gesundheit und weitere wissenschaftliche Forschungstätigkeit.

Impressum:

Herausgegeben vom Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz e.V.

www.bs-heimat.de

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht die Meinung der Redaktion und des Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz e.V. wieder.

1. Vorsitzende und Redaktion: Britta Edelmann M. A., Museen der Stadt Königslutter, Vor dem Kaiserdom 3 – 5, 38154 Königslutter, Telefon 05353/918464, Email info@museen-koenigslutter.de

Gesamtherstellung: Ruth Printmedien GmbH, Braunschweig, www.ruth.de

Appelhaus Verlag, Braunschweig, 2007 · ISBN 978-3-937664-73-6

www.appelhaus-verlag.de



Text und Fotos von Rolf Ahlers

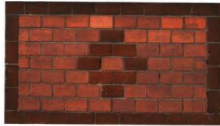
Spargelvillen und Rübenburgen

Landwirtschaftliche Wohngebäude in der Zeit von 1894 bis 1914

Stattliche Wohnhäuser, aus roten Vormauerziegeln zwei Etagen hoch aufgemauert und darüber das Satteldach – beim Vorübergehen fällt unwillkürlich der Blick darauf.

Auch in der landwirtschaftlich strukturierten Region nordwestlich von Braunschweig war das niedersächsische Hallenhaus während mehrerer Jahrhunderte die übliche Unterkunft für Mensch und Tier, im Dachraum lagerten Heu und Stroh. Alles lebte und arbeitete unter einem Dach. Die Bauart als Fachwerkhaus führte dann auch zu dem Spruch: „Der Zimmermann hat das Haus gebaut, der Maurer hat geholfen.“





Die um 1850 durchgeführte Separation – Überführung von Grundbesitz in Grundeigentum und Flurneuordnung – ergab für die Landwirtschaft verbesserte Einkommensmöglichkeiten. Die vermehrte Aufstallung von Vieh führte zum Neubau von Nebengebäuden als Stallung und Scheune. Jedoch mussten zunächst noch die auf Kredit finanzierten Separationskosten aufgebracht werden. Mit der Zeit eröffneten sich neue Einkunftsöglichkeiten durch den Anbau von Spargel und Zuckerrüben.

In nur zwanzig Jahren (1894-1914) ließen sich Landwirte erstmalig „richtige“ Wohnhäuser errichten, Gebäude die sie ausschließlich als Wohnung für die Familie nutzten. Das tägliche Leben spielte sich in der Küche ab, der Herd gab dazu auch im Winter genügend Wärme ab. Ansonsten waren die drei Meter hohen Zimmer nur „kalte Pracht“, der Kachelofen in der Stube durfte lediglich zu Weihnachten und anderen seltenen Gelegenheiten befeuert werden. Das Wohnhaus bildete nur mit den direkt neben der Küche angeordneten Seitengebäuden eine funktionsfähige Einheit. Die Waschküche und die Gesinderäume (für Mägde und Knechte) dienten als Zwischentrakt zu den Stallungen. Dort befand sich dann auch die Toilette.

Die Gebäude mit dem Mauerwerk aus sorgfältig vermauerten Steinen – mit Fenstergewänden aus Kunststein und anderem Zierrat – sprechen für den hohen Stand der Handwerkskunst und für den Baumeister als Entwurfsverfasser. Über Bau dieser Häuser gab es nun den Spruch: „Der Maurer hat das Haus gebaut, der Zimmermann hat geholfen.“ – Die Gebäude verdeutlichen auch den Stolz sowie die Entschluss- und Finanzkraft der Bauherren und ihrer Familien.





*Text und Fotos
vom Bomann-Museum Celle*

Teddy und seine Freunde

Bärige Zeiten im Bomann-Museum Celle

Der Teddy soll seinen Namen der Legende nach dem amerikanischen Präsidenten Theodore „Teddy“ Roosevelt verdanken, der ein begeisterter Bärenjäger war. Auf der Jagd in Mississippi 1902 hatte er keine Gelegenheit zum Abschuss eines Bären, sondern bekam ein angebundenes Bärenjunges vor die Flinte gesetzt, das er jedoch nicht erschießen wollte. Der Karikaturist Clifford K. Berryman von der Washington Post, sorgte mit seinen Karikaturen für die Verbreitung des Vorfalls und inspirierte so die russischen Einwanderer Morris und Rose Michtom, einen Bären als Schaufensterdekoration für ihr Geschäft in Brooklyn zu basteln und ihn mit Genehmigung Präsident Roosevelts Teddy's bear zu nennen. Aus diesen Anfängen entstand einer der größten amerikanischen Spielwarenhersteller, die Ideal Novelty and Toy Company.

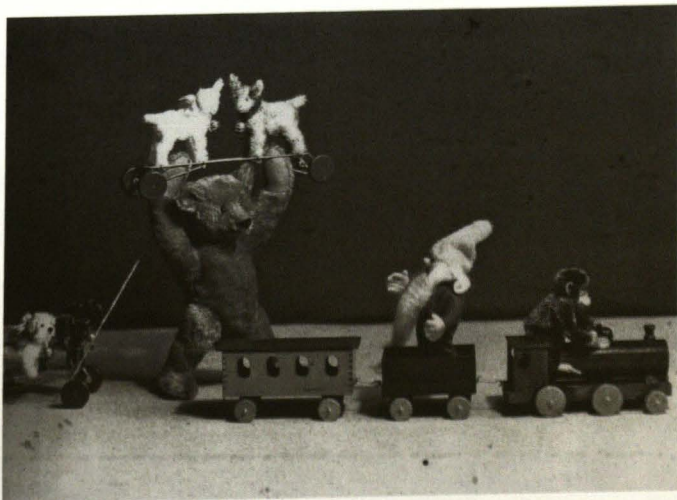
Neben der amerikanischen Legende gibt es eine deutsche Überlieferung: 1902 entwickelte der Neffe der Spielzeugwarenherstellerin Margarete Steiff, Richard Steiff, in Giengen a. d. Brenz den ersten Teddybären mit beweglichen Armen und Beinen. Skizzen und Studien dafür hatte er während seines Studiums an der Kunstgewerbeschule Stuttgart im dortigen Zoo gefertigt. Der Bär wurde in die USA geschickt und kam wegen Nichtgefallen zurück. Erst auf der Leipziger Messe 1903 orderte ein amerikanischer Vertreter den verbesserten Bären in größerer Stückzahl. Der Bär soll zur Dekoration der Hochzeitstafel von Roosevelts Tochter gehört haben und beim scherzenden Tischgespräch über die Jagdleidenschaft des Präsidenten seinen Namen erhalten haben. Beide Versionen sind nicht verbürgt, trugen als Werbeanekdoten aber dazu bei, dass der Teddy von Amerika aus seinen Siegeszug in die Welt antrat.

Allein über 100 Original-Teddys und andere Plüschtiere der Firma Steiff sowie die Original-Skizzenbücher von Richard Steiff und Firmenkataloge lassen die historische Entwicklung in der Ausstellung anschaulich werden. Mit Hilfe von Exponaten der Firmen Hermann, Hirschaid und Martin, Sonneberg, wird die Weiterentwicklung und Vielfalt der plüschigen Gesellen gezeigt. Die heimischen und exotischen Tiere der Köseher Spielzeug Manufaktur sind in ihrem eigenen landschaftlichen Lebensraum zu sehen.

Doch nicht nur die Ware Spielzeug wird thematisiert, sondern auch die nach wie vor in aufwändiger Handarbeit gefertigten Künstler- und Sammlerbären, die teilweise skurrile Formen annehmen können, wie die Bären der Neuseeländer Künstlerin Heather Lyell verdeutlichen. Aber auch „kultige“ Bären wie Mr. Bean, Käpt'n Blaubär, Baloo, Winnie the Pooh, Paddington Bear und ihre Geschichten werden ausgestellt. Die Ausstellung beschäftigt sich zudem mit der Frage, was der Braunbär mit dem Teddybären zu tun hat und zeigt die große Zahl der Alltagsgegenstände, die – nicht nur zur Weihnachtszeit – mit einem Teddybärmotiv versehen sind. Auch die Werbung bedient sich der Bären und Teddys und zieht so alle emotionalen Register, sind doch Teddybären aufgrund ihres positiven Images die idealen Verkaufshelfer.

So wird man in der Ausstellung beispielsweise dem Eisbären von Coca Cola oder dem Bären von Bärenmarke begegnen. Anhand eines eingerichteten Arbeitsplatzes lässt sich die Herstellung der Teddys anschaulich nachvollziehen. Unter Anleitung von Teddybärkünstlern und -künstlerinnen können die Besucher in der Ausstellung versuchen, ihren eigenen Teddy zu gestalten. Ein besonderes Kapitel ist den Bären aus Celle und seinem Umland gewidmet, beim Celler Bärenreffen erzählen sie in der Ausstellung ihre Geschichte, alte Kinderbilder wecken Erinnerungen. Ein weiteres Highlight der Ausstellung sind die Bärenbilder des Sylter Künstlers Asger Jensen sowie Gemälde aus der Ted-Galerie von Volker Brummig, ein augenzwinkernder Streifzug durch die Kunstgeschichte.

Die Ausstellung „Teddy und seine Freunde“ ist noch bis zum 30. März 2008 im Bomann-Museum Celle, Schlossplatz 7, 29221 Celle zu sehen.



Text von Wulf Otte



Weiß und Schwarz – Black and White

Photos aus Deutsch-Südwestafrika/ from Namibia 1896-1901

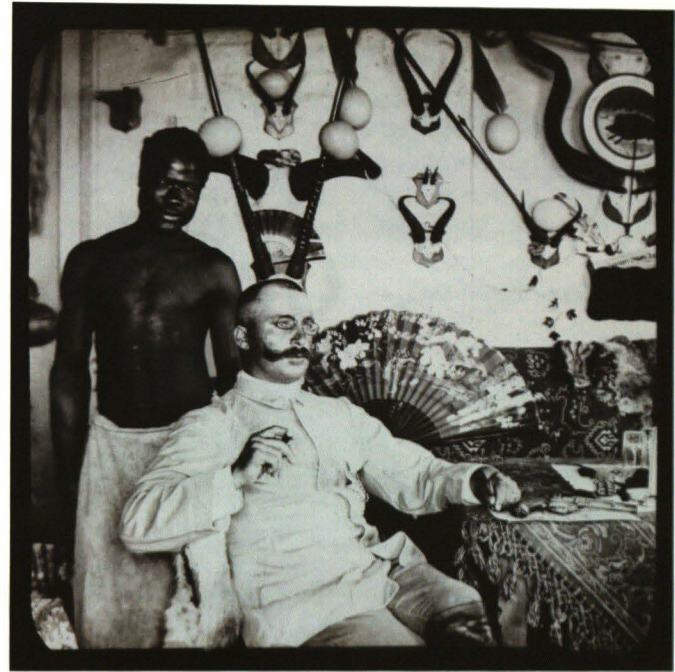
Das Ausstellungsprojekt des Braunschweigischen Landesmuseums stellt einen bisher wenig erforschten Aspekt der Kolonialgeschichte Deutschlands in den Mittelpunkt: Mit welchen Photographien nämlich seinerzeit ein Bild von der Kolonie Deutsch-Südwestafrika erzeugt und in der Öffentlichkeit verbreitet wurde. Zu fragen ist, was gezeigt und was ausgeblendet wurde, in welchem Kontext die Bilder entstanden, wie sie verwendet wurden, wie sie damals wahrgenommen und wie sie heute gesehen werden.

Am Beispiel eines photographischen Bestandes (281 Aufnahmen) aus dem Nachlass eines Schutztruppe-angehörigen wurde dies näher untersucht. Als Freiwilliger (Reiter) war der aus Braunschweig stammende Gärtner Hermann Schlüter 1896 bis 1901 in Deutsch-Südwestafrika (heute Namibia) und hat dort als Amateur zuerst privat, dann auch im dienstlichen Auftrag photographiert. Nach seiner Rückkehr hielt er bald nach Ausbruch des Herero-Aufstandes 1904 öffentliche Lichtbildervorträge. Dafür bearbeitete er wirkungsvoll seine und fremde Aufnahmen durch die Veränderung des Bildausschnitts.

Es sind Motive der kargen Landschaft und von wilden Tieren, Ortsansichten und Bahnstationen, Militär- und Verwaltungsgebäude der deutschen Kolonialmacht, Angehörige der Schutztruppen bei dienstlichen Anlässen, aber auch Aufnahmen des alltäglichen Lebens von Afrikanern in ihren Dörfern und in ihrem Kontakt zu den Kolonialherren, daneben Portraits von Südwestafrikanern verschiedener Völker. Die Bilder zeigen nicht nur eine vergangene und ferne Welt in Afrika, sie spiegeln gleichzeitig Mentalitäten in der deutschen Gesellschaft in Bezug auf den Kolonialismus wider.



Liebe Oranbomädchen stampfen Korn.



Schlüters Photos halten nicht nur Erinnerungen an seinen Aufenthalt in Afrika fest, sie führen auch stolz die vermeintliche Überlegenheit der deutschen Kolonialmacht vor Augen. Sie zeigen die individuellen und kollektiven Erwartungen der Deutschen und sie dokumentieren subtil die Konsequenzen des Kolonialismus für die Afrikaner. Die Photographien lassen die Gründe für die ab 1904 in den Herero- und Nama-Kriegen offen ausbrechenden Konflikte zwischen Schwarz und Weiß bereits erkennen. Die einzelnen Aufnahmen zeigen harmlose Motive, und doch sind die Bilder Ausdruck der damals herrschenden Kolonialideologie. Hinter dieser stand die Überzeugung der Überlegenheit der europäischen Kultur und der weißen Rasse.

Die Kontakte zum Nationalarchiv in Windhoek ergaben, dass auch dort großes Interesse bestand, die Ausstellung in Namibia zu zeigen. Zum einen um der interessierten Öffentlichkeit diesen Bildbestand zur eigenen Geschichte zugänglich zu machen, zum anderen aber auch um deutlich zu machen, dass der Kolonialismus ein aktuelles Thema der politischen Diskussion auch in Deutschland ist.

Die Ausstellung im Landesmuseum wurde ergänzt durch eine Vortragsreihe, die das Thema um wichtige Aspekte des deutschen Kolonialismus erweitert hat. Begleitend zur Ausstellung finden öffentliche Führungen jeweils sonntags um 11.15 Uhr statt.

Für Oberstufenschüler bietet das Referat Museumspädagogik des Braunschweigischen Landesmuseums zur Ausstellung neben Führungen auch ein halbtägiges Seminar-Projekt zum Thema Kolonialismus und Imperialismus an, telefonische Anmeldung (0531) 1215-2636.

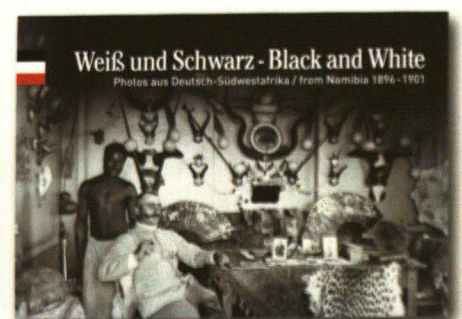
Alle Abbildungen im Besitz des Braunschweigischen Landesmuseums.

Die Ausstellung im Braunschweigischen Landesmuseum, Burgplatz 1, 38100 Braunschweig, ist noch bis zum 3. Februar 2008 zu sehen.

Wulf Otte

Weiß und Schwarz – Black and White
Photos aus Deutsch-Südwestafrika / from Namibia 1896-1901

Verlag Uwe Krebs, Wendeburg
24 x 16,5 cm, 160 Seiten, Hardcover, 142 farbige Abbildungen,
zweisprachig deutsch / englisch,
ISBN 978-3-932030-39-0,
EUR 19,80



Text von Rolf Ahlers

Grünkohl – Braunkohl



In unserer Gegend gibt es in den Läden und Geschäften „Grünkohl“ zu kaufen. Auch wer diese Pflanzen selber angebaut hat, hat im Frühjahr „Grünkohl“ ausgesät. Jetzt, in der Herbst- und Winterzeit, wird jedoch überall vom „Braunkohl“ gesprochen. Zu Haus gibt es „Braunkohl“, Gaststätten bieten „Braunkohl-Essen“ an, Vereine laden zur traditionellen „Braunkohl-Wanderung“ ein. Vor Jahren gab es noch den Buß- und Betttag, am Mittwoch zwischen Volkstrauertag und Totensonntag, als arbeitsfreien Feiertag. Da dieser Tag vielfach auch für Vereinsaktivitäten mit „Braunkohl-Essen“ genutzt wurde, bekam dieser Feiertag auch schon mal die Bezeichnung „Braunkohl-Sonntag“ hinzugefügt. Warum heißt es im rohen Zustand „Grünkohl“ um im gekochten dann „Braunkohl“? Heißt er so, weil er angebrannt ist? Sicherlich nicht.

In Ostfriesland wird für „Grünkohl“ auch gelegentlich die Bezeichnung „Ostfriesenpalme“ verwendet. Was für eine schöner Name für diese etwa kniehoch wachsende Pflanze, ihr Aussehen erinnert wirklich an eine (natürlich viel größere) Palme. In der Tat wird seit der Zeit „so etwa um 1930“ dieser „Grünkohl“ auch im braunschweiger Land angebaut. Vorher gab es hier den etwa brusthoch wachsenden „Braunkohl“, das war eine andere Pflanze. Als „Altmärker Braunkohl“ ließ er sich im Freilichtmuseum Diesdorf (bei Salzwedel/Sachsen-Anhalt) bewundern. Gegenüber „Grünkohl“ ist der „Braunkohl“ kräftiger im Wuchs, die Zungen (= Blätter) sind gröber, die Rippen sind stärker, auch der Geschmack ist durchdringender. Im farblichen Unterschied besteht die jeweils zutreffende Namensgebung. Der „Grünkohl“ hat durchgehend grüne Blätter, beim „Braunkohl“ sind sie rötlich-braun eingefärbt, besonders an den Rändern.

Heute ist festzustellen, dass der Name für die schmackhaft zubereitete Speise „Braunkohl“ traditionell erhalten blieb, obwohl seit vielen Jahrzehnten der doch zartere „Grünkohl“ für die Zubereitung verwendet wird. Rezepte für die Zubereitung gibt es in großer Zahl, so ist das „Braunkohl-Essen“ immer wieder ein Erlebnis: Guten Appetit.

Zum neuen Jahre!

Jetzt komm' ich geschritten,
Und hätt' ich ein Pferd,
So käm ich geritten,
Und hätt' ich 'n Wagen,
So käm ich gefahren.
Ich gratuliere zum neuen Jahr,
Daß ich 'n Bäckerjunge bin, ist wahr.
Ick kann sichten un seeben
Un Blasholt klöben
Un alle jungen Mäken
Ut'n Bedde ruter stöben.

Dat Jahr is lang,
Dat Brot is blank.
Ick un mien Mester
Un de Obenwisch,
Wi' drei sind alle Morgen
Like frisch.
Det Morgens, wenn noch tau
Sind alle Döhren,
Mott ick de Minschen
All' in'n Slape stören.
Was Sie mir heute schenken,

Nehm ich mit vielem Dank,
Ich will dafür Ihnen wünschen:
Daß nie Sie werden krank,
Und von mir nehmen immer
Die schönste Bäckerwar',
Das wünscht zum neuen Jahr'
Der Bäckerjunge

*(Glückwunsch der Bäckerlehrlinge in
Königslutter für das Jahr 1905.)*

Spaziergänge und Besichtigungen

Do., 17.01.2008, 15.30 Uhr
**Ausstellungsbesuch im Städtischen
Museum**

Leitung: Britta Edelmann, M.A.
*Treffpunkt: Städtisches Museum in Braun-
schweig*

Do., 19.02.2008, 15.30 Uhr
**Ausstellungsbesuch im Braun-
schweigischen Landesmuseum**

Leitung: Britta Edelmann, M.A.
*Treffpunkt: Forum BLM, Burgplatz in
Braunschweig*

Do., 21.02.2008, 15.30 Uhr
**Besuch der Landesausstellung
„Schöninger Speere“**

Führung: Elke Frobese
*Treffpunkt: Forum BLM, Burgplatz in
Braunschweig*

Programm für 2008

Braunschweigischer Landesverein für Heimatschutz e. V.

Vorträge

Do., 06.03.2008, 19.00 Uhr
**„Auf dem Weg zum 100jährigen
Jubiläum (3) – Interessantes und
Unvergessenes aus der Geschichte
des Braunschweigischen Landesver-
eins für Heimatschutz“**

Leitung: Dr. h.c. Gerd Biegel
Anschließend findet die Jahreshauptver-
sammlung statt
*Treffpunkt: Braunschweigisches Landesmuseum
BLM, Burgplatz in Braunschweig.*

Änderungen bleiben vorbehalten!

Weitere Angebote für unsere Mitglieder:

Die Landesausstellung "Schöninger Speere" wird im Braunschweigischen Landesmuseum am Burgplatz noch bis zum 24.02.2008 gezeigt.

Im Jahr 2008 finden wieder regelmäßige Führungen im Rahmen des Seniorenprogramms des Braunschweigischen Landesmuseums statt. Leider lagen uns bis Redaktionsschluß noch keine festen Termine für diese Veranstaltung vor, bitte beachten Sie die Ankündigungen des BLM in der Presse. Wir werden Sie über diese Termine in unserer Einladung zur Mitgliederversammlung informieren.

Bedingt durch die Vorbereitungen zu unserem 100sten Jubiläum können wir zu Zeit noch keine weiteren Termine für Veranstaltungen bekannt geben. Selbstverständlich gibt es auch in der Saison 2008/2009 parallel zu unseren Jubiläumsveranstaltungen Vorträge, Besichtigungen und Exkursionen, über die wir Sie in unserer Einladung zur Mitgliederversammlung informieren werden.

Braunschweigischer Landes- verein für Heimatschutz e.V.

1. Vorsitzende: Britta Edelmann
M. A., Museen der Stadt Königslutter,
Vor dem Kaiserdom 3 – 5, 38154
Königslutter, Tel. 05353/918464,
Email info@museen-koenigslutter.de

Internet: www.bs-heimat.de

Mitgliedsbeitrag pro Jahr 20,- EUR
Schüler und Studenten auf Anfrage

Bankverbindung:

Nord/LB Braunschweig,
BLZ 250 500 00, Konto 111 690

Diere up üsen Büernhoff

Ein plattdeutsches Bilderbuch

Text und Fotos von Uwe Krebs

In Zusammenarbeit mit der Braunschweigischen Landschaft e.V. ist ein Kinderbuch erschienen, mit dem Kinder an die plattdeutsche Sprache herangeführt werden können.

Das Konzept sieht vor, Großeltern und Eltern ein Instrument an die Hand zu geben, mit dem sie ihren Enkelkindern oder Kindern etwas auf Plattdeutsch vorzulesen. Dadurch können sie ihre plattdeutsche Sprache spielerisch weitergeben. Zu jedem Text gibt es aber auch eine hochdeutsche Übersetzung, wodurch das Buch auch für Nicht-Plattdeutsche verständlich ist.

Tiere ansehen und lesen, was Tiere machen. Das Bilderbuch mit den vielen großformatigen Fotos zeigt die Tiere des Bauernhof zusammen mit einem kurzen Begleittext. In dem Buch berichtet das Mädchen Luise im ostfälschem Plattdeutsch und auf Hochdeutsch von ihrem Urlaub auf dem Bauernhof und aus dem Leben der Tiere. Dadurch erhalten schon die Jüngsten einen Eindruck in das ostfälsche Plattdeutsch, das zwischen Weser und Elbe sowie von der Lüneburger Heide bis südlich des Harzes heimisch ist.



Noch is de Söge mit öhre Farken in den warmen Stalle. Aber de Söge is al ganz jipperich un well rüt. Butten kann sik de Söge in de Sönne leggen un de Farken künnt sik in den Matsch wöltern, wie dat alle Swiene gern maket.

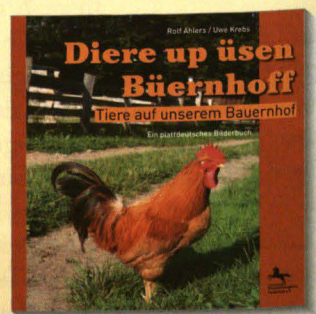
Dat is üse Hund. Hei strömert allewoans up den Hoff rumme un passet up. Gern lätt hei sik von de Sönne strakeln un släpt denne uk mal in. Wenn üse Hund fründlich is, swenket hei hille mit den Swanze hen un her.



Üse Katte Lilli wuhnt in de Schüene. Da passet se up, dat de Müse nich an dat Koern annerumme fret. Wenn de Sönne schient, slikt Lilli dor den Goern un well da wat fängen. An leiwersten hucket se denne hinder de Bottervoggels her.



Up üsen Büernhoff dört de Hühner rummelupen, wo se wüllt. Aber wenn se in den Gemüsegoern rummekleiet, denne schillt de Büersfrüe un jagt se weg. De Hahne geiht wie sän Herre up de Wege lang.



Rolf Ahlers / Uwe Krebs
Diere up üsen Büernhoff – Tiere auf unserem Bauernhof
Ein plattdeutsches Bilderbuch

Verlag Uwe Krebs, ISBN 978-3-932030-42-0, EUR 9,80